nc 151-1

Thierseelen = Kunde
auf
Thatsachen begründet.

Oder

156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren.

„Ist der Mensch göttlichen Geschlechts;
„so ist es auch das Thier.“

Erster Theil.

Mit zwei Kupfern.

Berlin.
In der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff.
1804.

v. pag. 15 wird als Titelkpfr. voran, und das andere pag. 154 gebunden.

Naturwissenschaftlicher Verein
Passau e. V.

Erläuterungen über das Motto:

„Ist der Mensch göttlichen Geschlechts;
„so ist es auch das Thier.“

Die Handlungen der Menschen und Thiere beweisen die Gegenwart einer Seele eben so wenig, als durch die Unbeweglichkeit, die uns am allerdummsten vorkommt, ihre Abwesenheit bewiesen wird. Was eine Seele festsetzt, ist die Empfindung seiner selbst, wovon wir nicht weiter als für unsre Person urtheilen können. Wir können also weder geradezu beweisen, daß die Thiere eine Seele haben, noch auch, daß sie keine haben. Wir können davon nur nach der Analogie urtheilen; ungefähr so, wie wir von unsrer bewohnten Erde auf die Bewohner der übrigen Planeten schließen.

So wenig wir berechtigt sind, den Einwohnern Africa's, um ihrer schwarzen Haut willen, eine Seele abzusprechen; eben so wenig dürfen wir sie ähnlichen Geschöpfen mit einer rauhen Haut absprechen. Alles was wir, und vielleicht ohne große Ursache dazu zu haben, denken dürfen, ist, daß diese

Gattungen weniger Begriffe, oder nicht so viele Fertigkeit, sie zu vergleichen, haben, als wir. Wir steigen auf unmerklichen Stufen von dem Affen zum Hunde, zum Schaafe, zur trägen Auster, vielleicht bis zur Pflanze — dieser ganz unbeweglichen Thiergattung — hinab; und finden keine Ursach, uns irgendwo aufzuhalten.

Dabei ist es freilich ein sehr natürlicher Gedanke, daß bei allen diesen, auf unmerklichen Stufen hinuntersteigenden, Gattungen die Seelen in einer ihnen angemessenen Ordnung folgen, und nur durch unmerkliche Grade der Vollkommenheit voneinander unterschieden sind.

Es ist in der That ein thörichter, eitler Wahn, wenn Menschen sich selbst eine unsterbliche Seele anmaßen und doch den übrigen Thieren das absprechen, worauf sie stolz sind. Will der Schöpfer die Thiere einst zu eben der Stufe erheben, auf welcher wir schon jetzt stehn, nun gut! was fürchtet Ihr Menschen? — Noch sind sie ja Eure Brüder nicht, und sollten sie es einst werden, dann werden sie Eure Mißhandlungen vergessen.

Man sollte kein Insekt zernichten, mit keinem Hunde zanken, ohne eine Ursache, welche hinreichend wäre, uns vor allen Richterstühlen der Moralität zu rechtfertigen.

Die Raupe, die als Raupe stirbt, und durch den Scheintod zu ihrer Schmetterlingsseeligkeit übergeht, läßt uns ahnden, daß wir unter Geschöpfen leben, die

tausendmal gestorben, und zu einem seeligern, vollkommnern Leben erwacht sind. Der eigennützige Mensch glaubt dabei zu verlieren, wenn die Geschöpfe unter ihm je einmal bis zu ihm hinauf erhoben würden; aber sollte er so nicht seinen eigenen Vortheil verkennen? Da das Geschöpf nicht über sich, sondern nur unter sich sehen und deutlich erkennen kann: so würde der Mensch — wenn nicht auch das Thier einer Vervollkommnung entgegengeht — im künftigen Leben auf der untersten Stufe der Wesen stehn, und die dortige Natur sehr armseelig gegen die gegenwärtige finden. Unsre ganze Erkenntnißquelle müßte versiegen. Wir könnten auf's höchste uns selbst noch, außer uns aber nichts, anschauend erkennen und denken.

Uebrigens leihe man den Thieren unsre Sprache, so werden sie mit uns gleiches Recht haben, ihre Vernichtung mit der Weisheit unsers gemeinschaftlichen Schöpfers im Widerspruche zu finden, und die Erwartungen ihrer Fortdauer aus eben den hohen Wahrscheinlichkeiten herzuleiten, und mit eben den Gründen zu unterstützen, auf welchen die unsrigen beruhen. —

Die Welt ist ein vielseitiges Ding, von welchem jedes denkende Wesen an seinem Standorte und in der Periode seines Daseyns nur Eine Seite sieht. Das Ganze aller möglichen Kenntnisse ist daher ein endloses System, wovon jeder Geist ein unendlich kleines Bruchstück umfaßt. Soll nun aus allen diesen Fragmenten von Erkenntniß ein Ganzes werden, und in der Geisterwelt ein gleicher Zusammenhang,

eine gleiche systematische Einheit und Vollkommenheit, wie in der Körperwelt, herrschen: so muß jeder Geist alle möglichen Organisationen von Stufe zu Stufe in endloser Folge durchwandeln. Bei jedem Uebergange geht zwar, um die Fortbildung nicht aufzuhalten, die Erinnerung an die vorigen Zustände, nicht aber der erworbene Zuwachs an Fertigkeiten und Kräften, verloren, bis etwa die erhöhete Geisteskraft, und die Concentrirung des Wesentlichen aller vorhergehenden Organisationen in einer Einzigen, selbst die Erinnerung an den Stoff ehemaliger Erkenntnisse wiederherstellt. Von einer Geistesbildung, die wir Menschen vielleicht schon in einer frühern Periode unsers Daseyns, als die unsers jetzigen Erdenlebens ist, erhalten haben, hängt vielleicht der schnelle Wachsthum der Seelenfähigkeiten in den Tagen und Jahren der Kindheit ab.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist oft so geringe.
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen,
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sey.

Traurig schlich die Alternde zu Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!

„Sterbe kinderlos und wie gering!
„Und da fliegt der schöne Schmetterling!“

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sey!

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen: was wir sind!

Unsterblichkeit ist eine Art von einem abgeänderten Seyn, Wirken und Leben. Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beseelten Schöpfung, was sind sie anders, als Funken der Gottheit, eine Aussaat von verkörperten Sternen, unter denen die beiden Menschengeschlechter wie Sonne und Mond dastehn! Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Gestalten, führen sie aber in einem für uns selbst unübersehbaren Chaos gewiß weiter. O, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieser Sonnenfunken zu sehn, wie Leben zufließt, und, immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umhergetrieben, zu höherm, reinerm Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem ersten Bestandtheile — dem un-

fruchtbarsten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann — durch alle Arten der Organisation hinauf bis zum kleinen Universum von allerlei Leben — dem Menschen — welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menschliche Verstand erblickt es nicht; er sieht nur die Dinge von außen: er sieht Gestalten, nicht wandernde, sich empor arbeitende Seelen.

Seeligkeit endlicher Wesen besteht nicht im unabänderlichen Genusse, sondern im Gefühle des Steigens. Mit jeder Erfahrung, die wir einsammeln, ersteigen wir eine Stufe auf der endlosen Leiter zum hohen Ziele. Der Wunsch, dieser Vollkommenheit, sey es auch nur mit unmerklichen Schritten, immer näher zu rücken, ist das große, allgemeine Triebrad der Natur. Nur der edlere, vollkommnere Mensch ist sich seines Zieles deutlich bewußt. Aber auch das Thier strebt ihm, durch dunkle Triebe geleitet, entgegen; und gewiß hat Mutter Natur auch der Milbe die Fähigkeit nicht vorenthalten, je einmal zu werden, was wir sind! —

Keine Tugend — sagt Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit — und kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hier und da ein Analogon in der Thierwelt fände, und zu dem also die bildende Mutter das Thier organisch gewöhnet. —

Die Seele des Menschen ist dem Menschen ein vollkommenes Räthsel; und er wagt es, die Bekanntschaft der Seele des Thieres machen zu wollen?

Es ist nicht erwiesen, sagt Locke, daß die Materie — die Sammlung der allen Körpern gemeinen Eigenschaften — nicht auch denken könne — — Philo und Avicina geben auch sogar den Sternen eine verständige Seele. Der h. Tomas hingegen wollte ihnen nur eine empfindende Seele einräumen —

Nach Halvetius kann die Kraft zu denken, oder, welches einerlei ist, das Vermögen zu empfinden, die Eigenschaft eines organisirten Körpers, oder vielleicht gar die Eigenschaft aller Körper seyn, obgleich sie bloß in dem organisirten Körper der Thiere sich äußert, und uns erkennbar wird.

Wolltet Ihr sagen, meint Voltaire, daß das Wesen einer einfachen Seele in deren Kraft zu denken bestehen müsse, so ferne dieß Denken etwas Unzertrennbares, mithin die Seele selbst sey? — nun wohlan! so zertrennt mir die Kraft des Steines, gegen den Mittelpunkt der Erde zu fallen; oder das Vermögen des Rosenstrauchs, zu wachsen und Blumen hervorzutreiben, oder gesteht ein, daß auch im Steine und in der Pflanze Seelen wohnen.

Warum soll — frägt ferner Weikard — gerade das Denken die Wesenheit der Seele ausmachen? Ist das Empfinden, das Gefühl im kleinsten Insekt nicht ein eben so unerklärbares Räthsel, nicht ein eben so unbegreifliches Kunststück des Schöpfers, als das Vermögen zu denken im Gehirne eines Newton?

Einige halten dafür, daß die Residenz der Seele

im Gehirnmark, bei dem Ursprunge oder Sammelplatze der Nerven sey. Dort, sagt man, wirkt oder denkt sie, und theilt Befehle zu jenen Handlungen aus, die wir willkührlich nennen; dort läßt sie sich die Verrichtungen hinterbringen, welche in den äußern Theilen, oder den Sinnen vorgegangen sind. Die Aerzte nehmen zu diesem Behufe das Daseyn eines überaus feinen, flüchtigen unsichtbaren Wesens an, welches in den Handlungen der zartesten Nervenzasern, als ein Mitteldinq zwischen Geist und Körper, zum Dienste der Seele in Bereitschaft sey. Sie nennen dasselbe Nervengeister; wissen aber von ihnen leider eben so wenig Gründliches, als von der Seele selbst.

Dieser durch Boerhave zuerst entdeckte flüchtige Saft, der in den Nerven cirkulirt, und nach dem Tode des Menschen verdünstet, scheint Einigen der treue Diener des thierischen Willens zu seyn, der die empfangenen Befehle seines Gebieters in den Gliedern mit der Schnelligkeit der Gedanken in Ausübung bringt; und der Materialist hält diesen Nervensaft, diese Kraft der Organisation, für seine Seele.

Wenn aber auch alle empfindenden Nerven nach dem Gehirne zulaufen, so läßt sich doch daraus nicht folgern, daß dort die denkende Seele wohne; man würde mit eben dem Rechte erweisen können, daß sie im Herzen wohne, so fern in demselben der Ursprung aller Bewegungen der Säfte angetroffen wird.

Indessen mögen wir den Geist im Menschen ein-

schließen, wo wir wollen, wir mögen ihm sein kleinstes Plätzchen und seinen Wohnsitz im Gehirne, oder sonst wo, anweisen: immer wird das Ding, welches einen Platz einnimmt, wenigstens die kleinste Größe haben, und folglich einer Ausmessung fähig seyn müssen.

Ausdehnung — sagt Gandini — ist keineswegs die Eigenschaft der Materie allein, sondern alles dessen, was dem Menschen erkennbar, oder was, nach unserm Sprachgebrauch, da ist. Niemand kann demjenigen, was wir Seele nennen, die Wirklichkeit absprechen, auch sie muß folglich ausgedehnt seyn.

Aber gesetzt auch — fügt Bonnet hinzu — der Mensch bestände so ganz nur aus Körper: er würde darum nicht weniger vollkommen, nicht weniger zur Unsterblichkeit berufen seyn. Und wenn dies von dem Menschen gilt, warum nicht auch von dem Thiere?

„Sie fragen mich — schrieb Friedrich der Einzige an Voltaire — was der Geist sey? — Ach! ich will Ihnen sagen, was er nicht ist. Ich selbst habe so wenig, daß ich um eine Definition davon sehr verlegen seyn würde. Wenn Sie indessen verlangen, daß ich, um Ihnen die Zeit zu vertreiben, meinen Roman so gut liefern soll, als ein Andrer; so halte ich mich an die Begriffe, welche mir die Erfahrung giebt.

Ich glaube mit vollkommener Ueberzeugung, daß ich nicht doppelt existire; daher sehe ich mich als

ein einziges Wesen an. Ich weiß, daß ich ein materielles belebtes Geschöpf bin, das Organe hat und denkt. Daraus schließe ich, daß die belebte Materie denken kann, so wie sie gewissermaßen die Eigenschaft der Elektricität hat. Ich sehe, daß das thierische Leben von der Wärme und der Bewegung abhängt; daher vermuthe ich, daß die Ursach von beiden wol eine Partikel von dem Elementarfeuer seyn könnte. Ich schreibe die Denkkraft den fünf Sinnen zu, die uns die Natur gegeben hat. Die Begriffe, die sie uns verschaffen, drücken sich in Nerven ein, durch welche sie fortgepflanzt werden. Diese Eindrücke, die wir das Gedächtniß nennen, geben uns Ideen. Die Wärme des Elementarfeuers, die das Blut in einer beständigen Bewegung erhält, weckt diese Ideen auf und verursacht die Imagination. Wenn diese Bewegung schneller und leicht von Statten geht, so folgen die Gedanken schleunig auf einander; ist sie aber langsam und schwer, so kommen auch die Gedanken sehr einzeln.

Der Schlaf bestätigt diese Meinung. Ist er gut, so circulirt das Blut so leicht, daß die Ideen gleichsam erstarrt sind, daß sich die Verstandes-Nerven abspannen, und daß die Seele gewissermaßen vernichtet scheint. Circulirt aber das Blut in dem Gehirne zu heftig, wie bei berauschten Leuten, oder im hitzigen Fieber: so verwirrt oder zerrüttet es die Ideen. Eine kleine Obstruction in den Gehirnnerven verursacht Wahnsinn. Wenn ein Tropfen lymphatischer Feuch-

tigkeit in dem Kranium auseinander fließt, so zieht es den Verlust des Gedächtnisses nach sich; und wenn endlich ein Blutstropfen, der aus seinem Gefäße getreten ist, auf das Gehirn und dessen Nerven drückt, so verursacht er die Apoplexie. — Sie sehen, daß ich die Seele mehr medicinisch, als methaphysisch untersuche. Ich begnüge mich indessen mit diesen Wahrscheinlichkeiten, bis ich etwas Besseres bekomme. — Mag sich ein Andrer ein Labyrinth bauen, um sich darin zu verirren!"

Die Meinung, Thiere wären Maschinen — und zwar in einem andern Sinne, als worin unter und über dem Thiere Alles Maschine ist — ist vielleicht zu unvernünftig, um Widerlegung zu verdienen. Obgleich kein Thier solche Geisteskräfte besitzt, wie der Mensch, so trifft man doch keine Eigenschaft der menschlichen Seele an, wovon nicht deutliche Spuren in irgend einem Thiere zu finden wären. Man entdeckt in der thierischen Schöpfung Sinne, Gedächtniß, Einbildungskraft, den Trieb der Nachahmung, Neugierde, List, sinnreiches Wesen, Ergebenheit oder Ehrfurcht gegen Obere, Dankbarkeit.

Auch fehlt es den Thieren nicht an Kunstfähigkeiten. Sie bauen auf verschiedene Art; sie graben; sie führen Krieg; sie ziehn besondre Substanzen aus dem Wasser, den Pflanzen und der Erde; sie moduliren ihre Stimme, um dadurch ihre Bedürfnisse, ihre Empfindungen, ihr Vergnügen oder ihren Schmerz, ihre Furcht vor Gefahr, und ihre frohen Erwartun-

gen zu erkennen zu geben. Jede Art hat ihre eigene Sprache, die den Individuen derselben vollkommen verständlich ist. Sie fordern und leisten einander Beistand. Sie reden von ihren Bedürfnissen, und dieser Theil ihrer Sprache steht in genauem Verhältnisse mit der Zahl derselben. Geberden und unarticulirte Töne sind die Zeichen ihrer Gedanken. Nothwendigerweise müssen dieselben Gesinnungen auch eben dieselben Töne und Bewegungen bewirken; folglich muß jedes Individuum von Einer Art dieselbe Organisation haben. Vögel und Quadrupeden sind daher nicht im Stande, sich miteinander zu unterreden, oder die Ideen und Empfindungen, welche sie allgemein besitzen, einander mitzutheilen. Die Geberdensprache bereitet die articulirte schon vor; und einige können sogar eine Kenntniß articulirter Töne erlangen. Sie beurtheilen zuerst unsre Gedanken nach unsern Geberden; nachher gewöhnen sie sich, diese Gedanken mit der Sprache, worin wir sie ausdrücken, zu verbinden Auf die Art lernt sowohl der Hund als der Elephant dem Befehle seines Herrn gehorchen.

Die Kinder befinden sich mit den Thieren in gleicher Lage. Sie verstehn mehrere Geberden und Worte lange vorher, ehe sie reden können. Sie legen ihre Bedürfnisse durch Geberden oder articulirte Töne an den Tag, deren Bedeutung die Amme durch Erfahrung lernt. Verschiedene Kinder drücken, was ihnen fehlt, nicht auf gleiche Weise aus. Daher wissen die Ammen gleich, was die Kinder wünschen, obgleich

dies öfters dem Fremden unverständlich ist. Wenn eine Amme ein Kind einer andern übergiebt, so macht jene diese mit den Geberden und der unarticulirten Sprache des Kindes bekannt.

Der Begriff einer Maschine schließt den von einer ausgesuchten Verbindung gewöhnlicher Eigenschaften der Materie in sich. Die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung ist ein Beweis, daß sie gänzlich von thierischer oder freiwilliger Bewegung verschieden ist. Eine Maschine enthält nichts, das der Empfindung ähnlich wäre, und diese ist doch die niedrigste Charakteristik eines Thiers. Eine belebte Maschine ist daher ein Wortmißbrauch. Hierdurch wird nähmlich dasjenige, was die Natur auf die einleuchtendste Art unterschieden hat, verwechselt. Allgemein sind die Triebe der Thiere stärker und dem Zwange weniger unterworfen, als die Triebe des Menschen. Der Grund hiervon ist einleuchtend: sie brauchen ihre Triebe nicht gegeneinander abzuwägen, zu lenken, oder ihre Bewegungsgründe zu besondern Actionen zu stimmen. Daher scheinen sie öfters bloß aus Antrieb zu handeln, und dieser Umstand hat mehrere Philosophen dazu verleitet, Thiere für Maschinen anzusehn. Sie überlegen aber nicht, daß Kinder, wilde und unwissende Menschen, beinahe eben so handeln. Societät und Cultur sind es, welche die Leidenschaften und Handlungen, sowohl der Menschen als der Thiere, sanfter und gemäßigter machen. Das Thier lernt, so wie der Mensch, Gegenstände in Ihrer gehörigen Lage anse-

hen, über Entfernungen und Höhen, über schädliche, angenehme oder gleichgültige Gegenstände urtheilen. Ohne irgend einen Grad von Vernunft wären sie nicht im Stande, gehörigen Gebrauch von ihren Sinnen zu machen. Ein Hund wird selbst bei starkem Hunger nicht in Gegenwart seines Herrn über ein Stück Fleisch herfallen, wenn jener es ihm nicht giebt. Hingegen wird er mit seinen Augen, seinen Bewegungen und seiner Stimme auf die demüthigste und ausdrucksvollste Weise bitten.

Wenn man dies Abmessen der Bewegungsgründe nicht urtheilen nennen will, so weiß ich ihm keinen Nahmen zu geben. Die Thiere wissen nicht gleich nach ihrer Geburt, wie sie eine Gefahr vermeiden, oder wie sie sich ihrer Glieder auf die gehörige Art bedienen sollen. Die Erfahrung lehrt sie aber bald, was angenehm oder mühsam ist, welche Gegenstände ihnen schädlich, welche ihnen heilsam sind. Hat eine junge Katze oder ein junger Hund noch keine Erfahrung im Herabspringen von Höhen gemacht, so werden sie sich ohne Anstand vom Gipfel einer hohen Mauer hinunterstürzen. Sobald hingegen das Thier merkt, daß gewisse Anhöhen in dieser Rücksicht schädlich, andre hingegen unschädlich sind, so lernt es dadurch unterscheiden, und läßt sich nachher nicht wieder dazu bewegen, von einer Höhe, die ihm gefährlich ist, hinabzuspringen.

Junge Thiere untersuchen alles, was ihnen aufstößt. Bei dieser Erforschung wenden sie alle ihre Organe

an

Nach Erläut. rc. folgt der Inhalt und dann das Werk. Das Kp

an. Die erste Zeit ihres Lebens ist dazu bestimmt, die Gegenstände zu untersuchen. Wenn sie herumlaufen und fröhlich umherspringen; so belehrt die Natur sie gleichsam spielend. Auf solche Art verbessern sie ihre Eigenschaften und Organe, und lernen die sie umgebenden Gegenstände genau kennen. Diejenigen Menschen, die durch gewisse Umstände verhindert worden sind, unter Leute zu kommen, und an jugendlichen Vergnügen und Uebungen Theil zu nehmen, sind in ihren Bewegungen unbehülflich, können sich ihrer Organe nicht mit Geschicklichkeit und Leichtigkeit bedienen, und bleiben öfters während ihres ganzen Lebens mit den gewöhnlichsten Dingen unbekannt.

Aus dem allen scheint zu erhellen, daß die Triebe ursprüngliche Eigenschaften der Seele sind; daß ein Thier mehrere dieser Eigenschaften besitzt; daß die Einsicht und die Mittel der Thiere sich nach den Trieben richten, womit ihre Seelen versehen sind; daß alle Thiere, in gewisser Rücksicht, vernünftige Wesen sind; und daß der Vorzug und die Ueberlegenheit des menschlichen Verstandes nicht von der Bildung unsers Körpers, sondern von der Verschiedenheit der Triebe, mit denen die gütige Natur uns versehen hat, nothwendig herrührt.

Thomas Morus wollte in seinem Utopien alle Denkungsarten und Parteien dulden, die einzigen ausgenommen, die die Unsterblichkeit der menschlichen Seele läugneten, dahingegen auch die Unsterblichkeit der Thiere zu glauben, Jedermann unverwehrt seyn sollte.

Und warum sollt' es das nicht? Schaden wird dieser Glaube gewiß nicht; und er könnte vielleicht sogar nützlich werden, wenn er uns dann und wann zu menschenfreundlicherer Behandlung der Thiere stimmte.

v. Archenholz erzählt in seinem England und Italien: Das Englische Gesetz legt denen, welche unbarmherzig mit dem Vieh umgehn, eine Geldbuße von zehn Schilling Engl. auf. Daher kommt's vielleicht, daß die Engländer im Ganzen mit den Thieren wie mit vernünftigen Geschöpfen umgehen, und selbst ihre leiblichen Brüder — die Schwarzen — geringer achten als Pferd und Hund.

Quintilian erzählt, die Athener hätten einen Knaben zur Todesstrafe verurtheilt, weil er einer Krähe das Auge ausgeschlagen hatte, indem sie daraus schlossen, daß er ein böser, gefährlicher Mensch werden würde. Domitian's Beispiel scheint diesen Schluß zu rechtfertigen. Im Anfange seiner Regierung schloß er sich zu einer bestimmten Zeit des Tages ein, und fing Fliegen und spießte sie; und dieser Fliegenhenker wurde nachher einer der grausamsten Tyrannen von der Welt. Was diese gekrönten Missethäter im Großen waren, kann ein jeder Mensch im Kleinern werden, wenn man sich's zur Lust macht, das Thier zu martern, oder fühllos ist, indem man demselben unnütze und unnöthige Leiden verursacht.

Ein neueres Beispiel hat man in Frankreich's schwachem und blutgierigem Könige Karl IX. Er, der im Jahre 1572, nach einem eben so verrätherischen als grausamen Plane, 40- bis 50000 Menschen seiner

eignen Unterthanen umbringen ließ; der selbst aus den Schloßfenstern auf die flüchtenden Hugonotten schoß; der Wollust an dem Gestanke der Leiche des ermordeten Admirals Coligni fand, und die Mörder zu verdoppelter Raserei anfrischte; dieser König ist wegen seiner ausschweifenden und wüthenden Jagdlust bekannt, und seine größeste Wollust war, seine Hände im Blut des erlegten Thiers zu waschen.

Kaum kann man sich des Gedanken erwehren, daß das Tödten selbst der genießbaren Thiere höchstens unsern Bedürfnissen, nie unsrer Lust frei gestellt ist; kaum kann man den Glauben unterdrücken, daß es in der Reihe der Wesen, ehe die Kette sich am Throne der Gottheit schließt, noch tausend beseelte Erschaffungen geben möge, welche den Menschen tiefer hinter sich zurücklassen, als er den Hirsch. Wehe uns, wenn diese Stärkern dann dem Beispiele folgen wollten, welches wir ihnen geben! Pest würde ihnen für eine Parforcejagd, und Bethlehemitischer Kindermord für eine Hetze gelten.

„Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes." — Das ist ein vortrefflicher Spruch — sagt Knigge — ja! der edle, der gerechte Mann martert kein lebendiges Wesen. Wenn doch die hartherzigen, grausamen, oder, um billiger zu urtheilen, zum Theil nur leichtsinnigen, verwilderten Menschen, deren Augen sich an der Quaal eines rastlos umhergetriebnen Hirsches, oder an der Todesangst eines in dem Schauplatze der Barbarei auf den Tod gehetzten Viehes

* * *)

weiden können; wenn die Unbesonnenen, die mit dem Leben eines armen Geschöpfes, das in ihre kindischen Hände fällt, wie mit einem Balle spielen, Fliegen und Käfern Beine ausreißen, oder sie spießen, um zu sehn, wie lange ein so leidendes Thier in convulsivischer Pein fortleben kann; wenn die vornehmen Müßiggänger, die, um die Ehre zu haben, am schnellsten der lieben Langeweile in den Rachen zu reiten oder zu fahren, ihre armen Pferde auf den Tod jagen, wenn Diese und Alle, die nicht erweicht werden durch den Anblick der geängsteten, duldenden, von dem grausamsten aller Raubthiere, von dem Menschen, mit kaltem Blute, nicht aus Hunger, sondern aus Muthwillen nur gemarterten Creatur: nicht erweicht werden, durch das anklagende Seufzen und Winseln dieser unglücklichen Geschöpfe, zu ihrem und unserm gemeinschaftlichen Schöpfer; wenn sie doch nur bedenken wollten, daß diese Thiere zwar zu unsrer Nahrung auf der Erde sind, nicht aber, um von uns gepeinigt zu werden, und daß keine Creatur das Recht haben könne, mit dem Leben einer andern Creatur, der Gott einen Odem eingeblasen hat, sein Spielwerk zu treiben; daß dies Versündigung an dem Vater aller lebendigen Wesen ist; daß ein Thier eben so schmerzhaft Mishandlung, barbarischen Mißbrauch größerer Stärke fühlt, wie wir, und vielleicht noch lebhafter, da seine ganze Existenz auf sinnlichen Empfindungen beruht; daß diese Existenz vielleicht seine erste Stufe ist, um, auf der Lei-

ter der Schöpfung, dahinauf zu steigen, wo wir jetzt stehn; daß Grausamkeit gegen unvernünftige Wesen unmerklich zur Härte und Grausamkeit gegen unsre vernünftigen Nebengeschöpfe führt; — Wenn sie doch das alles fühlen und ihr Herz dem sanften Mitleiden gegen alle Creatur eröffnen wollten! —

Es liegt übrigens klar zu Tage, daß mehrere Thiere sich solcher Handlungen fähig gezeigt haben, welche der bloße Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts oder der Trieb zur Selbsterhaltung allein, ihnen unmöglich einflößen konnte. Wie sehr daher die Thiere überhaupt, und die geistreichern unter ihnen insbesondre, würdig sind, auch von Seiten ihrer geistigen Kräfte dem stolzen Menschen immer wichtiger zu werden, dieß in einer möglichst vollständigen und geordneten Sammlung merkwürdiger und großentheils verbürgter Thatsachen zu zeigen, ist die Tendenz dieser Beiträge zur Thierseelen-Kunde. Eine genügende Thier-Psychologie ist bis jetzt kaum versucht worden. Nichts ist auch wol schwieriger, als sie. Es fehlt nicht nur an einem befriedigenden Medium zur Vergleichung der Seelenhandlungen des Thiers mit denen des Menschen; sondern wir haben auch überhaupt nur negative Begriffe von den Menschenseelen, und sollten uns daher eigentlich keine affirmative Folgerungen von den auf Verstand begründeten Handlungen der Menschen für ähnliche Aeußerungen der Thierseelen-Kräfte erlauben.

Sollte uns aber auch noch je einmal eine, dem Kenner genügende, Thier-Psychologie zu Theil werden: so wird man ihr doch vielleicht noch lange vorarbeiten müssen, sowohl durch aufmerksames Beobachten der Thiere, als auch durch fleißiges Sammeln dieser Wahrnehmungen. Der Herausgeber fühlt sich nicht berufen zur Bearbeitung jenes vielsagenden, aber gewiß höchst interessanten, Werkes selbst. Er begnügt sich vielmehr damit, sich der erforderlichen Vorarbeit zu unterziehn; und empfiehlt seine Arbeit der nachsichtsvollen Beurtheilung der Kunstrichter.

Benutzt sind hier vorzüglich die in alphabetischer Ordnung nachfolgenden Schriften:

1) Anmerkungen und Zweifel über die Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele.

2) De la Beaumelle's Gedanken von den Seelen der Thiere.

3) Bonnet's Betrachtungen über die Natur.

4) Büffon's Naturgeschichte.

5) De la Croix Taschenbuch für Naturliebhaber, oder Handlungen und Sitten der Thiere.

6) Erzählungen aus der Thierwelt.

7) Eschke's Anekdoten aus dem Thierreiche.

8) Förken's Leidenschaften der Thiere und der Menschen.

9) Freville's Geschichte berühmter Hunde.

10) Henning's Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere.

11) — — von den Ahndungen, besonders Theil 2.

12) Herder's Schriften.

13) Knigge, über die Art mit Thieren umzugehn; ein Anhang zu seinem Umgange mit Menschen.

14) Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere, 2 Theile.

15) Smellie's Philosophie der Naturgeschichte mit Lichtenberg's und Zimmermann's Zusätzen und Anmerkungen.

16) Smith über die Natur und Bestimmung der Thiere.

17) Thier-Physiognogmie, im physiognomischen Cabinette.

Der Herausgeber wird diese seine Beiträge zur Thierseelen-Kunde so lange fortsetzen, als das Publikum sie lesens- und unterstützenswerth finden dürfte. Jeder zweckmäßige, noch ungedruckte Beitrag — durch die Verlagshandlung, unter der Adresse: An den

Königl. Preuß. Commerzienrath Matzdorff zu Berlin, eingesandt — wird mit Dank an- und aufgenommen werden. Besonders werden Oekonomen und Forstbeamte, so wie alle Hausväter, die einen Viehstand haben, recht sehr ersucht, ihre hierhergehörigen Wahrnehmungen nicht verlohren gehn zu lassen.

D. H.

ARCHIV NASSAU
DR. ZIESKE

Inhalt.

Seite

1. Die zu Postboten abgerichteten Hunde des Ackermanns Wesche zu Athenstädt 1
2. Ein Hund ruft seinem verunglückten Herrn Hülfe herbei . . . 5
3. Zwei Pudel retten einem verunglückten Dachshunde das Leben . . 6
4. Ein Hund berichtet einem Postmeister den Tod seines Herrn, und zeigt den Mörder desselben an . . 9
5. Ein Hund stirbt im freudigen Erstaunen, seinen Herrn wieder zu sehen . 11
6. Ein Hund holt Menschen zur Rettung des von Schnee verschütteten Caspar von Brandenburg . . 11
7. Ein Hund spürt auf dem Jahrmarkte zu St. Germain den Dieb der Uhr seines Herrn aus 13
8. Ein Pudel ist sterbend noch der verzeihende Freund seines grausamen Herrn 15
9. Ein Hund kauft sich eine Pastete . 17
10. Ein Hund klopft mit dem Klöpfel einer Hausthür, um eingelassen zu werden 18
11. Ein Hund beweiset, daß er die Sonntage und Sonnabende von andern Tagen unterscheiden gelernt habe . . 21

Seite

12. Hunde unterscheiden Wochenmarkt- und Bratenwender-Tage von gewöhnlichen Tagen 22
13. Montezuma versteht, was sein Herr dem Bedienten befiehlt . . 23
14. Der sprechende Hund . . 26
15. Erkenntlichkeit eines Hundes für geleisteten Beistand . . 27
16. Ein Hund zu Treugebühle zeigt seinem Herrn, wo dessen vermißtes Kind verunglückt ist . . 31
17. Ein Hund bei Frankfurth am Main empfängt die Kommenden nach der Kleidung 31
18. Ein Hund will eine von ihm zerbrochene thönerne Pfeife wieder zusammensetzen 32
19. Der zur Spitzbüberei abgerichtete Hund 33
20. Ein Hund giebt zu verstehen, daß sein Herr durchs Eis ins Wasser gefallen sey 36
21. Ein Pudel verschafft durch seine Ueberlegung sich und seinen Mitgefangenen die Freiheit 37
22. Dienstbeflissenheit eines Teckels bei Errettung seines Kammeraden . . 38
23. Klugheit eines Hundes in seiner Verlegenheit 39
24. Ein Hund zweifelt, überlegt, und faßt dann den vernünftigsten Entschluß . 40
25. Ein Hund fordert seinen Herrn in der Stube auf, einen Hasen, den er eben gesehen hat, zu schießen . . 41
26. Ein Hund rächt die Ermordung seines Herrn an dem erkannten Mörder . 43
27. Hirkan verläßt seinen Herrn weder im Schlachtgetümmel noch auf dem Scheiterhaufen 46

Seite
28. Ein Hund rettet seinen Herrn vom unfehlbaren Tode . . 47
29. Der selbstdenkende und erfinderische Jagdhund des Hrn. Kammeraths Huet . 48
30. Ein Hund zu Rom ist Schauspieler 51
31. Ein Spürhund in Pensilvanien rettet den kleinen Le Fevre vom Hungertode 52
32. Vaillant's treue Hündinn . 54
33. Melamphitos schwimmt seinem Herrn über das Meer nach . 55
34. Einsicht und Pünktlichkeit eines Hundes 58
35. Listiger Streich eines Hundes . 61
36. Ein Hund legt seinem todten Herrn Brod vor den Mund . . 62
37. Schamhaftigkeit eines Hundes und Gefühl seines Unrechts . . 63
38. Ein Hund zeigt den Tod seines Herrn an 64
39. Ein Hund ist Aufwärter . 66
40. Eine englische Dogge steht Schildwache 68
41. Der Pudel des Hrn. v. R... ist treu bis in den Tod . . 70
42. Die treuen Wächter: Liline, Mimi und Titi . . . 73
43. Ein Jagdhund stirbt aus Gehorsam . 75
44. Ein Hund hilft seinem Herrn ein Ungeheuer erlegen . . 76
45. Ein Spitz nimmt einem diebischen Hunde ein seiner Aufsicht anvertrautes Stück Fleisch wieder weg . . 80
46. Eine Dogge freuet sich, Kinder, die ein Wolf bedrohete, gerettet zu haben . 82

Seite
47. Gasparin meldet seinem abwesenden Herrn, daß Diebe in sein Haus eingebrochen sind 84
48. Besonnenheit eines durstigen Hundes 85
49. Ein Hund ruft Hülfe für seinen in Todesgefahr befindlichen Herrn herbei . 85
50. Ein Pudel rettet unaufgefordert ein in's Wasser fallendes Kind und zeigt dies seinem Herrn an . 87
51. Eines treuen Hundes Benehmen bei der Hinrichtung seines Herrn . . 89
52. Ein Pudel in Dessau holt Brodt und Semmel ein . . 91
53. Ein Hund zeigt an, wo sein verunglückter Herr im Schnee verborgen liegt . 92
54. Ein Hund läßt sich durch eine 50 Meilen weite Entfernung nicht abhalten, seinen Herrn aufzusuchen . . 93
55. Ein Hund bettelt sich Geld, um Kuchen dafür zu kaufen . . 94
56. Drache schützt seinen Herrn gegen fünf Räuber 94
57. Ein Hund in Rom leitet einen blinden Bettler 98
58. Eine Hündinn beschämt manches Weib in Ausübung der Mutterpflichten . 99
59. Geisteskraft eines Spitzes . 100
60. Ein Hund rächt eine ihm beigebrachte Wunde 102
61. Ein Hund rapportirt aus der Themse einen untersinkenden Knaben . 103
62. Hunde überlisten das Krokodill . 104
63. Außerordentliche Witterung eines Hundes 105
64. Ein Bullenbeißer giebt einem Fremden im

Seite
Schwarzwalde sicheres Geleit, und läßt sich dafür Geld geben . 106
65. Hundeklugheit und Hundetreue . 107
66. Ein Hund verräth Macaire, den Mörder seines Herrn . . 110
67. Türkische Pferde werden ohne Schläge erzogen und äußerst zahm . 113
68. Hengste, als Beschützer ihrer Familien 115
69. Ein einzelnes muthiges Roß kämpft mit heißhungrigen Wölfen, und erlegt drei derselben 117
70. Eine Heerde Pferde im Hannövrischen heben in einer Wassersnoth ihre Füllen in die Höhe, damit dieselben nicht ersaufen 119
71. Ein Pferd hilft seinem trunkenen Reiter aus dem Steigbügel . . 121
72. Ein Füllen rettet zärtlich ein Kalb . 122
73. Rachsucht eines verschnittenen Hengstes 123
74. Zwei Pferde käuen einem dritten, welches das Futter nicht mehr zermalmen kann, den Hafer . . . 124
75. Treue Anhänglichkeit einer Katze an ein Kind 125
76. Eine Katze ist die Beschützerinn eines Sperlings . . . 125
77. Katze und Hund, in Verhältniß zärtlicher Freundschaft . . 126
78. Die musikalischen Katzen und der taktschlagende Affe . . 128
79. Die treue Katze . . 129
80. Besondre Aufmerksamkeit einer Katze 129
81. Eine Katze unter der Luftpumpe hindert den Naturforscher, sie unter der Glocke zu tödten 131

Seite
82. Eine Katze verklagt die Magd ihrer Gönnerinn 133
83. Eine Katze macht den Zuchtmeister eines unartigen Kindes . . 136
84. Besondre List einer Katze . 137
85. Zwei Katzen retten durch die Anzeige eines bevorstehenden Erdbebens ihren Herrn 138
86. Eine Katze erwürgt aus Rachsucht ihren schlafenden Wohlthäter . 139
87. Die Ochsen der Hottentotten . 142
88. Ein ehrgeiziger Elephant züchtigt den, der ihn zum Besten hatte . 144
89. Ein Elephant vergilt Gleiches mit Gleichem 145
90. Rache eines Elephanten . 146
91. Dankbare Erinnerung zweier Elephanten 146
92. Bewundernswürdige Fähigkeiten und Gemüthseigenschaften des Elephanten . 148
93. Der menschenfreundliche Elephant und der grausame Mensch . . 151
94. Eitelkeit des Elephanten . 153
95. Ein Elephant übt sich des Nachts im Tanzen 154
96. Ein Löwe stirbt aus Liebe zu seinem Wohlthäter . . 154
97. Ein Löwe wird aus Dankbarkeit von selber zahm 156
98. Ein Löwe stirbt vor Gram über den Tod seiner Wärterinn . . 157
99. Eine Löwinn in Kindesnöthen läßt eine in Peraguai verirrte Spanierinn die Hebamme machen . . 158
100. Eifersucht einer Löwinn gegen ein Frauenzimmer, welches einem männlichen Löwen schmeichelte . . 160

Seite
101. Großmuth eines zu Wien gehetzten Löwen 161
102. Außerordentliche Aufmerksamkeit der Affen 163
103. Ein Affe entdeckt den Mörder seines Herrn 164
104. Affen werden zur Aufwartung und zu andern Verrichtungen und Arbeiten gebraucht . 166
105. Ein kranker Affe bindet sich einen Tuch um den Kopf . . 167
106. Ein Affe will die Quelle eines Uebels verstopfen . . . 168
107. Ein Affe überlistet einen Geyer . 169
108. Vorsichtiges Verfahren der Affen beim Obstdiebstahl . . 170
109. Die Affen eröffnen auf eine geschickte Art Austern und fangen Krebse . 171
110. Ein Affe gestikulirt auf der Kanzel . 172
111. Ein Orang-Utang gießt Thee ein, und ißt und trinkt mit seinem Herrn . 174
112. Ein Orang-Utang hält den Arm hin und läßt sich die Ader schlagen, wenn ihm nicht wohl ist . . 175
113. List eines von Hunden gejagten Hirsches 176
114. Ein abgerichteter Hirsch . 177
115. Ein Vielfraß streuet einem Rennthiere Futter, um es zu würgen . 179
116. Ein Wolf verschafft seinem Verbündeten durch Kriegslist ein Schaaf . 180
117. Verstandesäußerung des Wolfs beim Jagen 181
118. Der Wolf Melac zu Ludwigsburg 182
119. Ein Wolf überlistet auf eine sehr merkwürdige Art einen Maulesel . 184
120. Eifersucht, Familienband und Kinderzucht der Seebären . . 185
121. Schlauigkeit des Landbären . 189
122. List des vom Spürhunde verfolgten Hasen 190
123. Eine Gemse stürzt verzweiflungsvoll sich und ihren Verfolger in den Abgrund . 192
124. Gelehrigkeit des Eichhörnchens . 192
125. Wie die Fischottern sich zum Fischfange abrichten lassen . . 193
126. Die Seeottern bitten schmeichelnd um ihr Leben, und bezeigen eine außerordentliche Liebe und Treue gegen ihre Jungen . 195

Seite
127. Mütterliche Sorgfalt des Beutelthiers . 197
128. Gerechtigkeitspflege der Murmelthiere . 199
129. Des Ichnevmons Ueberlegung beim Zerbrechen der Krokodilleyer . 200
130. Ein Adler warnt seinen Erretter vor vergiftetem Wasser . . 200
131. Der Canarien-Vogel ein Schriftsetzer . 202
132. Rebhüner folgen wie Hausthiere der Stimme ihres Herrn . . 203
133. Der Seerabe rapportirt wie ein Pudel . 204
134. Freundschaft zwischen einer Taube und einer Katze . . 206
135. Zuneigung einer Gans zu einem Hunde . 206
136. Störche scheinen den vermeintlichen Ehebruch in ihren Familien zu rächen . 208
137. Wilde Störche verabreden, einen zahmen zu tödten 209
138. Der Staar ein Trompeter . 211
139. Der Honigkuckuk im Einverständniß mit dem Menschen . . 213
140. Agami, der befiederte Menschenfreund . 215
141. Das Vorempfindungsvermögen einer Amsel 218
142. Schelmerei einer Schwalbe . 221
143. Eine Schwalbe rächt die Ungerechtigkeit eines Sperlings . . 221
144. Sympathie zwischen zwei Hähnen . 222
145. Eine Viper stellt sich todt, um dem Tode zu entgehn . . 224
146. Gelehrigkeit der Hutschlange . 225
147. Die Schlange zu Dijon . 226
148. Die zahme und gehorsame Schlange . 227
149. Bienen besuchen das Grab ihrer Wohlthäterinn 229
150. Anhänglichkeit der Bienen an ihre Königinn 230
151. Pelisson's Beobachtung einer Spinne 232
152. Ameisen legen eine Schiffbrücke an . 233
153. Die Bericht-erstattende Ameise im Hause Franklins . . 235
154. Brückenbau der Visiten-Ameisen . 236
155. Der Ameisen mütterliche Zärtlichkeit . 237
156. Der weiße Termes, eine Ameise. . 238

---

1. Die zu Postboten abgerichteten Hunde des Ackermanns Wesche zu Athenstädt *).

Der Ackersmann Michael Wesche, zu Athenstädt im Halberstädtischen, besitzt sowohl hier zu Hundeber, als auch zu Athenstädt, anderthalb Stunden von hier, einen Bauerhof. Den Letzten ließ er, bevor er ihn seinem Sohne übergab, mit Beihülfe eines Hofmeisters, von seiner Schwiegermutter verwalten. Um oft von den wirthschaftlichen Ereignissen seines entfernten Hofes Nachricht zu erhalten, und seine Anordnungen und Wünsche dahin bekannt zu machen, richtete er einen Hund ab, der ihm Briefe von hier nach

---

*) Aus einem Schreiben des Cantors Herrn Franz zu Hundeber im Halberstädtischen.

Athenstädt tragen, und von dort wieder hierher bringen mußte. Der Brief wurde in ein Halsband gesteckt, das Band dem Hunde um den Hals geschnallt, und dann ließ man ihn — nachdem er ein Butterbrod bekommen hatte — vom Hofe zur Hinterthür hinaus und zeigte ihm die Peitsche. Auch bekam er wol gelegentlich einen Hieb; wenn er die Fußreise nicht sogleich willig antrat. Doch war dieß selten der Fall. Nun marschirte er nach Athenstädt; nicht auf dem ordentlichen Wege, sondern geradezu über Stock und Block, durch Wiesen und Kornfelder.

War er an Ort und Stelle angelangt, so zeigte er seine Gegenwart durch Winseln an; man ließ ihn herein, nahm ihm das Halsband ab, gab ihm zur Belohnung einen Bissen und behielt ihn so lange da, bis er wieder nach Hundeber geschickt werden sollte. Alsdann wurde dort gerade so wie hier mit ihm verfahren.

Er war ein hurtiger Bote; denn er konnte in anderthalb, höchstens zwei Stunden, den Weg hin und her zurücklegen. Geld und andre Sachen wurden von ihm weggetragen und richtig überliefert. Die Jäger kannten ihn und für sie hatte er einen Freipaß. Auch ließ er sich unterweges von Niemand angreifen oder locken, sondern gieng seinen geraden Weg fort.

Jetzt ist er todt; aber er ist nicht der einzige Hund, den Wesche zum Boten abgerichtet hat. Noch bis jetzt besitzt er einen, der dieß Geschäft verrichtet, und manchen Tag mehrmals diese Reise machen muß.

Eben so waren um das Jahr 1765 zu Halle zwei Söhne des Predigers Nizelius zu Rosbach, 5 Meilen von Halle. Auch sie führten in dieser Entfernung mittelst eines treuen Hundes einen Briefwechsel.

Wesche richtet seine Hunde zu jenem Postboten-Dienste auf folgende Art ab. Er nimmt dazu einen jungen, ein viertel- bis halbjährigen Hund; gewöhnlich aus einer guten Race der Hirten- oder sogenannten Hofhunde, behält ihn erst einige Wochen in Hundeber, und dann wieder eben so lange in Athenstädt: und so wechselt er eine Zeitlang mit dem Aufenthalte desselben. Das Halsband, mittelst dessen er in der Folge Briefe und kleine Päckchen fortbringen muß, hat er in dieser Zeit beständig am Halse, und es wird ihm nur des Nachts abgeschnallt. An beiden Orten wird er gut gepflegt und gewartet. Nach einiger Zeit macht man allenfalls die Probe, und jagt ihn z. B. von Hundeber weg, um zu sehen, ob er sich auch wol nach Athenstädt findet.

Besteht er in dieser Probe, so schnallt man ihm das Halsband um, steckt einen gleichgültigen Brief darein, bringt ihn vor die Hinterthür seines Hofes, und jagt ihn mit der Peitsche eine Ecke fort. Zuweilen kommt nun wol der Hund, ehe er's gewohnt ist, wieder; er wird aber jedesmal mit der Peitsche wieder fortgejagt. Kommt er nun glücklich in Athenstädt an: so wird ihm sehr geschmeichelt. Er bekommt jedesmal, dort wie hier, bei seiner Ankunft ein Butterbrodt, und wird übrigens gut gefüttert. Das Halsband wird ihm jedesmal sogleich abgenommen, und erst dann wieder nmgeschnallt, wenn er die Reise machen soll. Daher kommt es, daß der Hund sein Halsband in der Folge sehr genau kennt, das Umschnallen desselben als das Signal zur Abreise ansieht, und sich bald ohne fernere Drohung und Peitschenhiebe, schon aus Gewohnheit, auf den Weg macht.

Die ganze Abrichtung dauert nicht länger als sechs bis acht Wochen, je nachdem der Hund von guter Art, gelehrig oder ungelehrig ist.

Diese Lehr-Methode bei dem Hunde und ihr Erfolg ist, dünkt mich, in mehr als Einer Rücksicht merkwürdig. Es ergiebt sich daraus nicht nur im Allgemeinen die Gelehrigkeit dieser Thiere; sondern insbesondre auch, daß es zur Abrich-

tung derselben keiner an ihnen verübten Grausamkeit bedarf. Das, was von Natur in ihnen liegt, kann gewiß überall auf eine menschenfreundliche und wohlthätige Art, bei gehöriger Kenntniß ihrer Natur und durch richtige Behandlung, geschwinder und besser in ihnen entwickelt werden, als durch die Grausamkeiten der Hundequäler.

Auch diese Thiere sind einer höhern Glückseligkeit empfänglich, als bloß des Fressens und Saufens, und finden sie im gütigen Umgange und im Beifalle des Menschen; wie ihre lebhafte, ausgelassene Freude darüber hinlänglich bezeugt. Selbst das Thier fühlt offenbar bei seiner Treue und Verleugnung seiner selbst eine höhere Art von Selbstzufriedenheit, als bei dem bloßen Sattfressen; und wir dürfen — seitdem Klopstock diese Idee geheiligt hat, — hinzusetzen: seine Seele wird vielleicht dadurch zu irgend einer künftigen Bestimmung veredelt.

2. Ein Hund ruft seinem verunglückten Herrn Hülfe herbei.

Als man in Norwegen einen Prediger des Sonntags von einem Dorfe, das mit zu seinem Kirchspiele gehörte, zurückerwartete, kam der Hund, welcher ihn zu begleiten pflegte, ohne seinen Herrn

eiligst angelaufen. Man schloß daraus, daß sein Herr selbst nicht mehr fern seyn könne. Der Hund aber war sehr unruhig und lief von der Frau des Predigers zur Thür hin und dann wieder schmeichelnd und bittend zurück. Dadurch aufmerksam gemacht, schickte sie ihrem Manne Boten entgegen, aber er war auf dem Wege nirgends zu sehn. Endlich, da die Unruhe und das seltsame Betragen des Hundes fortdauerten, fing sie an zu besorgen, daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse. Sie ließ daher nochmals Leute ausgehn und nach ihm suchen, und zwar in Begleitung des Hundes. Dieser lief voran und führte seine Begleiter zu einem Graben hin, worin der Prediger mit dem Kariole und Pferde hinabgestürzt lag und sich selbst nicht wieder aufhelfen konnte.

3. Zwei Pudel retten einem verunglückten Dachshunde das Leben.

Der auf dem Spiegelberge vor Halberstadt wohnhafte Jäger, Heinrich Bode, erschien am 11ten Februar 1782 zu Halberstadt vor dem Justitiar der Freiherrlich-Spiegelschen Gerichte zum Spiegelberge, Herrn H. B. Oppermann, und gab folgende merkwürdige Be-

gebenheit, welche hier ganz vorzüglich einen Platz verdient, zu Protokoll.

Er wäre zu Michael des Jahres 1781 an einem Sonntage von den Spiegelbergen hieher nach der Stadt gegangen, und als er den Nachmittag wieder nach Hause gekommen wäre, hätten die Seinigen ihm erzählt: daß seine beiden Hunde, ein Dachshund und ein Pudel männlichen Geschlechts, schon seit Vormittag vermißt würden. Der Pudel wäre indessen an eben dem Sonntage des Abends wieder gekommen, hätte den folgenden Montag sich unruhig bezeigt, an einem Orte, wo man nach dem Stadtwege sehen könne, geheult, und nicht fressen wollen.

Dienstag Vormittags habe man auf den Pudel keine Acht gehabt; als aber den Dienstag Nachmittags des Herrn Domdechants Kutscher nach den Spiegelbergen gekommen sey, und den großen Pudel (den Vater des vorhinerwähnten) mitgebracht habe, wäre der jüngere gleich zu dem Vater gelaufen, habe um den großen Pudel herumgewedelt, und wäre endlich in die Berge gelaufen, wohin ihm der große Pudel gefolgt sey. Auf dem Wege habe der kleinste sich einige Mal umgesehn, ob auch der große folge. Beide wären nach einer Gegend geeilt, wo ein Kaninchenbau war, und sein Knecht, welcher eben in

der Gegend gepflügt habe, hätte gesehn, daß der große und kleine Pudel wechselsweise in den Kaninchenbau gegangen wären, und darin gekratzt hätten, so daß, wenn der eine darin gewesen wäre, der andre davor gestanden hätte.

Der Knecht habe dieß des Abends bei der Nachhausekunft erzählt, und man hätte gemeint, die Hunde hätten ein Kaninchen aus dem Loche holen wollen. Der große und kleine Pudel wären den Dienstag gekommen; Mittwochs früh um 4 Uhr hätte er aber einen großen Hundelärm gehört, weshalb seine Frau habe aufstehn und die Magd nach dem Hofe schicken, auch die Magd den Knecht aufwecken müssen. Beide, Magd und Knecht, hätten darauf wahrgenommen, daß alle drei Hunde, der große und kleine Pudel, auch der Dachshund, wieder da gewesen wären, und der letzte sey ganz ausgehungert und ohnmächtig gewesen.

Seine Leute hätten dem Dachshunde Wasser vorgesetzt und Brod gegeben, da er denn beinahe einen halben Eimer Wasser gesoffen und fast ein halbes Brod aufgefressen hätte. Als nun der große Pudel gesehn hätte, daß die Leute um den Dachshund herum gewesen wären und denselben erquickt hätten, wäre er wieder fort nach der Stadt zu seinem Herrn gelaufen.

Es wäre keinem Zweifel unterworfen, daß der

Dachshund an dem Sonntage in dem Kaninchenbau stecken geblieben wäre, der kleine Pudel dieses gewußt habe, darüber unruhig gewesen sey, ihm allein nicht hätte heraus helfen können, und daher den großen Pudel zur Hülfe mitgenommen habe, auch beide den Dachshund gerettet hätten.

Er wäre nachher zu dem Kaninchenbau gegangen, und habe den Eingang, der vorher ganz enge gewesen sey, durch die beiden Hunde sehr erweitert gefunden.

4. Ein Hund berichtet einem Postmeister den Tod seines Herrn und zeigt den Mörder desselben an.

Ein Postillon bekam von dem Postmeister in Zilenzig, einem Orte in der Mark Brandenburg, einen Hund geschenkt, der ihn allemal begleitete, wenn er in seinen Geschäften von Zilenzig nach Drossen und zurück fuhr. Einst blieb die Post aus. Der Postmeister wartet; statt des Wagens kommt aber nur der Hund, außer Athem, bellend und heulend. Sobald er den Postmeister erblickt, springt er an ihn hinan und eilt sogleich schreiend wiederum den Weg, den er gekommen war, zurück. Der Postmeister erschrickt, ahndet,

läßt sein Pferd satteln und folgt dem Hunde. Auf dem halben Wege findet er den Postwagen stehn, aber bestohlen und ohne Knecht. Der Hund eilt heulend in die nahen Fichtengebüsche: jener folgt und sieht hier seinen Knecht erschlagen liegen. Die Obrigkeit stellte Monathe lang Untersuchungen an, entdeckte aber nichts. Endlich ritt einmal der Postmeister, von dem Hunde begleitet, nach Drossen. Wie er die eine Straße hinab kam, fiel sein Hund einen vor einem Hause stehenden Kanonier wüthend an, da er doch sonst auf keinen Menschen losgieng. Der Kanonier fand sich beleidigt und schimpfte. Allein der Postmeister, dem die ungewöhnliche Wuth des Hundes auffiel, gieng sogleich zum Obersten des dortigen Regiments und ließ den Kanonier in Verhaft nehmeu. Er selbst begleitete die Wache. So wie der Hund den Kanonier erblickte, ward er wiederum wüthend und eilte ohne weitern Verzug die Bodentreppe hinauf. Man folgte ihm, sah ihn in ein dort liegendes Stroh kratzen und fand beim Nachsuchen noch Sachen, die von dem Postwagen gestohlen worden waren. Der Kanonier erhielt zu Berlin die Todesstrafe.

5. Ein Hund stirbt im freudigen Erstaunen, seinen Herrn wieder zu sehn.

Ein Officier hatte einen großen englischen Hund, den er bei seiner Frau in England zurück ließ, als er nach Amerika reis'te, um den Feldzug gegen die Nordamerikaner mitzumachen. Während seiner Abwesenheit bemerkte man an diesem Thiere eine gewisse Schwermuth, um die man sich aber nicht weiter bekümmerte, da es bloß ein Hund war. Als der Officier aus dem Feldzuge wieder zurückkam, lag der Hund gerade vor der Thüre desjenigen Zimmers in seinem Hause, in das er gehen wollte. Schnell blickte der Hund auf, erkannte seinen Herrn, sprang ihm mit einem lauten Schrei um den Hals, leckte ihm das Gesicht, und fiel in demselben Augenblick todt zu seinen Füßen nieder.

6. Ein Hund holt Menschen zur Rettung des von Schnee verschütteten Caspar von Brandenburg.

Vor mehr als hundert Jahren reisete Caspar von Brandenburg, aus Zug gebürtig, Oberstlieutenant in Spanischen Diensten, mit sei-

nem Bedienten in der Schweiz über den Gotthardsberg ins Liviner Thal. Sie waren beide in der Nähe eines Fleckens, als eine große Schneelawine vom Gipfel des ungeheuern Berges herabschoß und sie beide begrub. Ein kleiner Hund des Officiers, der von weitem folgte, entgieng diesem kläglichen Schicksale. Als das treue Thierchen seinen Herrn auf einmal verschwinden sah, fieng es erbärmlich zu heulen an, wobei es zugleich mit großer Eilfertigkeit den Schnee wegkratzte. Allein seine kleinen Pfötchen konnten dem Schneegrabe wenig von seiner Höhe nehmen. Da es nun merkte, daß seine Mühe vergeblich war, lief es zurück nach einem Kloster, das auf dem Gotthard liegt, in welchem sein Herr die Nacht vorher zugebracht hatte. Hier bellte es mit ausnehmender Freundlichkeit die Mönche an, zog sie am Kleide, lief nach der Thüre, kam wieder zurück; sah bald wieder nach der Thüre, bellte wieder, heulte und kratzte und gab auf die Art den Mönchen sein dringendes Anliegen, daß sie mitgehen möchten, zu erkennen. Diese flehentliche Aufforderung trieb das Thier einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fort. Endlich am Morgen wurden die Mönche achtsamer auf den bittenden Hund, und giengen mit ihm. Er führte sie bis an den Ort, wo der frische Schnee lag; da kratzte

er, bellte die Mönche mit Sehnsucht an und wedelte, nach Hülfe wartend, freundlich mit dem Schwanze. Nun konnten die Leute errathen, was das bittende Thier wollte. Sie holten die nöthigen Werkzeuge und nach einer langen, mühseligen Arbeit fanden sie die beiden Begrabenen, nachdem diese Unglücklichen sechs und dreißig Stunden unterm Schnee zugebracht hatten. Sie waren völlig noch am Leben, hatten aber, wie sich leicht erachten läßt, eine unbeschreibliche Angst ausgestanden. Das Bellen und Kratzen des Hundes hatten sie immerfort gehört. In der Oswaldskirche zu Zug, wo dieser Herr von Brandenburg begraben liegt, sieht man dessen Bildsäule und den klugen und treuen Hund zu seinen Füßen.

7. Ein Hund spürt auf dem Jahrmarkte zu St. Germain den Dieb der Uhr seines Herrn aus.

Im Jahre 1782 wollte ein Oekonomie-Beamter zu St. Germain, einer Vorstadt von Paris, in Begleitung seines Hundes einen besondern, schönen Platz des Jahrmarkts sehn; man sagte ihm aber, sein Hund dürfe nicht mitgehn. Er bat daher die Schildwache, ihn in

Verwahrung zu nehmen und versicherte, das Thier würde nicht weglaufen. Der Pächter wurde hierauf hineingelassen. Nachdem er seine Neugierde auf dem Jahrmarkte befriedigt hatte, kehrte er zu seinem Hunde zurück; ward aber sogleich gewahr, daß er seine Uhr eingebüßt habe. Er klagte seine Noth der Schildwache und setzte hinzu, daß, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkte wäre, er gar nicht zweifle, daß sein Hund ihn herausfinden würde. Da die Schildwache ihm erlaubte, einen Versuch zu machen; so rief er seinen Hund, gab ihm zu verstehn, daß er seine Uhr verloren habe und befahl ihm, selbige zu suchen. Nachdem dieser seinen Herrn berochen hatte, lief er auf den Marktplatz hin. Es währte nicht lange, so kam er mit Aeußerungen von Freude und Unruhe wieder zurück, machte ein leichtes Gebelle, zog seinen Herrn beim Rocke, lief einige Schritte vorwärts und kehrte dann gleich wieder um, als wenn er ihm gleichsam sagen wollte, er solle ihm folgen. Man folgte ihm wirklich, und sahe den Hund vor einem sehr wohlgekleideten Herrn stille stehn, der seine Augen in alle Buden herumgehn ließ. Man rief den Hund, aber vergebens; weder Stöße noch Drohungen konnten ihn von seinem Standorte wegtreiben. Alle andre Personen ließ er vorbeigehn, nur nicht den reichgekleideten

Herrn, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Schildwache erfuhr diese ganz besondern Umstände, und berichtete sie einem Polizeibedienten. Man nahm nun diesen Herrn in Verhaft und brachte ihn vor einen Kommissär. Der Hund und sein Herr begleiteten ihn dahin, und blieben an der Thüre stehn; inzwischen durchsuchte man seine Taschen und fand acht Uhren und zwölf Dosen darin. Diese Sachen wurden bei Seite gelegt. Der Pächter wurde hereingerufen, gab von seiner Uhr eine umständliche Beschreibung und bat den Kommissär, seinen Hund noch einmal die Uhr suchen zu lassen. Auf seine Bitte wurden nun die Uhren in eine nahgelegene Kammer getragen. Darauf befahl er dem Hunde, die seinige zu holen, und der Hund brachte auch wirklich diejenige mit, die sein Herr als die seinige vorhin beschrieben hatte.

(De la Croix Taschenbuch für Naturliebhaber, Petersburg 1782.)

8. Ein Pudel ist sterbend noch der verzeihende Freund seines grausamen Herrn *).

Ein Kaufmann machte einmal eine Reise zu Pferde und sein Pudel lief neben her. Die Ab-

*) Campe's kleine Kinderbibliothek. Bd. 2.

sicht der Reise war, eine beträchtliche Summe Geldes einzufordern. Der Kaufmann empfing das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterweges fiel das Felleisen, worin er das Geld hatte, vom Pferde, und der Kaufmann merkte es nicht; der Hund sah es aber, und als er nicht den Sack mit sich schleppen konnte, lief er seinem Herrn nach, sprang ans Pferd hinauf, und bellte so stark und anhaltend, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken solle. Er befahl ihm zu schweigen, gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, allein alles vergebens. Der Hund fuhr fort zu heulen und zu bellen, sprang fortwährend ans Pferd hinauf, als wollte er seinen Herrn herunterreißen; und als dieser ihn wieder mit der Peitsche schlug, fiel er das Pferd mit Bellen und Beißen an, als wenn er es zum Stehen bringen wollte. Der Kaufmann erschrak, und glaubte der Hund wäre wütend geworden. Er liebte den Hund und es schmerzte ihn, daß er sich genöthigt sah, ihn umzubringen. Lange versuchte er, ihn durch Zureden zu besänftigen; als aber nichts helfen wollte, ergriff er ein Pistol, zielte auf den Hund, kehrte das Gesicht ab, und drückte los. Der gute Pudel stürzte, kam aber wieder zu sich, und kroch ängstlich und winselnd zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde

die

die Sporen und jagte weg. Bald darnach konnte er doch nicht umhin, zurück zu sehn; indem er sich aber auf dem Pferde umwendet, sieht er, daß das Felleisen weg ist. Nun fiel es ihm gleich ein, daß dieses Felleisen die Ursache von dem besondern Betragen des Hundes gewesen seyn möchte, und, betrübter um seinen Hund als bekümmert um sein Geld, ritt er in vollem Galopp nach der Stelle zurück, wo er den Hund erschossen hatte. Dieser war nicht mehr da; als der Kaufmann aber seiner blutigen Spur folgte, fand er dieses arme getreue Thier bei dem Felleisen liegend, wohin es, von seinem Herrn verwundet und verlassen, gekrochen war. Der Kaufmann sprang vom Pferde, um zu sehn, ob sein Hund noch gerettet werden könnte; aber — der Hund leckte nur noch freundlich seine Hand, und starb.

9. Ein Hund kauft sich eine Pastete.

Zu Edinburg — schreibt Smellin in seiner Philosophie der Naturgeschichte (Theil 2.) ist ein Hund, der einem dortigen Gewürzkrämer gehört, und welcher seit einiger Zeit dem Volke in der Nachbarschaft viel Vergnügen machte, und Jedermann in Erstaunen setzte. Ein Mann, der auf den Straßen mit einer Glocke klingelte und

Pfennigspasteten verkaufte, gab eines Tages von ungefähr diesem Hunde eine Pastete. Das nächstemal hörte der Hund die Glocke des Pastetenmannes; er lief mit Heftigkeit auf ihn zu, und wollte ihn nicht loslassen. Der Pastetenverkäufer verstand, was das Thier wollte, zeigte ihm eine Pastete, und wies auf seinen Herrn, der in der Hausthür stand und dieß sah. Der Hund bat seinen Herrn sogleich mit den demüthigsten Stellungen und Geberden. Der Gewürzhändler gab dem Hunde einen Pfennig in den Mund, den er sogleich dem Pastetenmanne übergab, und wofür er seine Pastete empfing.

10. Ein Hund klopft mit dem Klöpfel einer Hausthür, um eingelassen zu werden *).

Ein kleiner Bologneserhund, welchem des Nachts wegen der Kälte ein Kleid angezogen wurde, stand fast alle Morgen zuerst auf, und schlich heimlich in des Nachbars Haus, um daselbst ein Hündchen von eben der Art zu besuchen. Er be-

*) Laut Kreilings Grundsätze der Leibnitzischen Philosophie.

mühete sich, durch seine schmeichelhaften Stellungen, die Leute im Hause zu bewegen, daß sie ihm sein Nachtkleid ausziehn möchten, damit er desto freier mit dem andern Hündchen umgehn könnte. Einst wollte ihm niemand im Ausziehn behülflich seyn. Er erfand daher durch seine vielfältigen Drehungen, indem er sich an Tische und Bänke rieb und seine Glieder hin und her bewegte, das Kunststück, sich selbst auszuziehn. Er fuhr mit dieser Gewohnheit lange Zeit fort, bis endlich sein Herr dahinter kam. Er kleidete ihn seit dieser Entdeckung alle Morgen selbst aus, und ließ ihn dann gehn. Des Mittags und Abends kam er wieder in seine eigne Wohnung zurück. Zuweilen fand er das Haus des Nachbars noch nicht offen. Er trat dann dem Hause gegenüber, und verursachte durch sein heftiges Bellen, daß man ihm die Thür aufmachte. Allein dieses Bellen war sowohl den Einwohnern des Hauses, als auch den Nachbarn desselben beschwerlich. Man verschloß ihm daher nicht nur die Thüre, sondern suchte ihn auch aus den Fenstern mit Steinwürfen von dem Hause wegzutreiben. Er schmiegte sich aber so fest an die Hausthür, daß er vor den Steinwürfen völlig sicher war. Dieses bewog das Hausgesinde, ihn mit Ruthen fortzujagen. Das Thierchen begab sich nach einiger Zeit aufs neue an

das Haus und wartete ohne Bellen, bis die Thüre geöffnet würde. Aber es wurde abermals fortgejagt. Dies bewog den Hund, lange Zeit wegzubleiben. Endlich aber wagte er es, wieder zu kommen, fieng ein heftiges Gebelle an, und suchte sich einen Ort aus, wo er weder von den Steinen getroffen, noch von dem Hausgesinde bei Eröffnung der Hausthüre ergriffen werden konnte.

Nach langer Zeit sah er an einem Morgen einen Knaben auf die Hausthüre zugehen, welcher den Klöpfel ergriff und an die Thür schlug. Der Hund bemerkte, daß auf dieses Anklopfen die Thüre aufgemacht wurde. Als der Knabe eingelassen war, schlich sich der Hund an der Seite des Hauses vor die Thüre desselben, und stellte sich an den Ort, wo er den Knaben hatte klopfen sehn, und wo auch Niemand, der sich hart an die Thüre drängte, bemerkt werden konnte. Hier sprang er einigemal in die Höhe, bewegte den Hammer, und klopfte an die Thüre. Die Einwohner des Hauses fragten, wer da wäre? Sie erhielten zwar keine Antwort, machten aber die Thür auf, und der Hund sprang voller Freuden in die Wohnung des andern Hündchens. Er benutzte seine glückliche Entdeckung noch oft, und erwarb sich durch seine List und Verschlagenheit

Bewunderung und für immer einen freien Zutritt im nachbarlichen Hause.

11. Ein Hund beweiset, daß er die Sonntage und Sonnabende von andern Tagen unterscheiden gelernt habe.

Hartsenker hat, in seinen Muthmaßungen über die Naturlehre, folgenden Zug von einem Hunde aufgezeichnet. Dieser begleitete seinen Herrn alle Sonntage nach Charenton, nahe bei Paris. Der Herr hörte daselbst eine Messe, und hielt sich den übrigen Theil des Tages gewöhnlich bei einem dortigen Freunde auf. Er wünschte nicht immer die Begleitung des Hundes, und ließ ihn den nächsten Sonntag einsperren. Das arme Thier fühlte sich in seiner Gefangenschaft höchst unglücklich, aber es mußte es sich für diesmal schon gefallen lassen. Da man ihn aber am folgenden Sonntage wieder einschloß, so lief er den nächst darauf folgenden Sonnabend, Abends, aus Paris, und erwartete seinen Herrn Sonntags früh zu Charenton, welcher bei seiner Ankunft hörte, daß sein Hund schon den Tag zuvor angelangt wäre. Könnte wol ein Mensch richtiger handeln?

12. Hunde unterscheiden Wochenmarkt- und Bratenwender-Tage von gewöhnlichen Tagen.

Man hat mehrere Beispiele davon, daß Hunde die Tage der Woche unterscheiden können. In der Nachbarschaft gewisser Städte giebt es welche, die sich an den Markttagen daselbst unausbleiblich einfinden, um irgend eine Beute zu machen.

Diejenigen Hunde, die zum Bratenwenden abgerichtet sind, indem sie das Trittrad der Bratenwender-Maschine treiben, und in der Abwechselung genau Stunde halten, wissen die Bratentage sehr gut von den übrigen zu unterscheiden, und man hat Mühe, sie an den letzten Tagen zum Bratenwenden zu bringen, gleichsam als wenn sie es alsdann nicht für ihre Pflicht hielten. Folgender Fall trug sich einmal in dem Jesuitercollegium zu Fleche zu:

Nachdem der Koch daselbst seinen Braten vorbereitet hatte, suchte er denjenigen Hund, welchen diesmal die Reihe zum wenden traf, und wollte, da er ihn nicht finden konnte, einen andern nehmen, welcher sich eben in der Küche befand; allein der Hund widersetzte sich, biß den Koch in's Bein, und ergriff die Flucht. Der Koch

hatte ihn sehr lieb und war erstaunt über das widersetzliche Betragen des Hundes. Die Wunde war tief, blutete stark, und erforderte einen Verband. Während daß man sich hiemit beschäftigte, war der Hund in den Park gelaufen und hatte den Andern, an welchem an diesem Tage die Reihe des Bratenwendens war, aufgesucht, und trieb ihn vor sich her in die Küche. Dieser begab sich auch sogleich ungeheißen in das Rad.

13. Montezuma versteht, was sein Herr dem Bedienten befiehlt.

Der K. Pr. Major, Graf von Sparr zu Rathenau, hatte um das Jahr 1791 einen Hund, Montezuma genannt, der bei mancher Gelegenheit sehr überzeugende Beweise seines außerordentlichen Thierverstandes gab. Montezuma hatte die unangenehme Gewohnheit, daß er, wenn er mit seinem Herrn ausging, beständig vor diesem her bellte, um dadurch seine Freude laut an den Tag zu legen. Damit er nun, wenn der Graf des Morgens zur Wachparade ging, diesem nicht folgen möchte, wurde er vorher eingesperrt. Bald aber merkte das schlaue Thier, daß, wenn der Kammerdiener kam, um seinen

Herrn für die Parade anziehn zu helfen, es hohe Zeit sey, sich davon zu schleichen, und vor dem Hause in der Freiheit den Augenblick zu erwarten, in welchem sein Herr wegging. Um aber nicht in das Haus zurück gerufen zu werden, ließ er sich nirgends sehn, sondern legte sich, hinter dem vor der Thür, in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritt, liegenden Bauholze, flach auf die Erde nieder, so daß er gar nicht gesehn werden konnte. Damit aber sein Herr sich nicht davon mache, ohne daß er dieß in seinem Schlupfwinkel gewahr werde, so streckte er von Zeit zu Zeit den Kopf vorsichtig in die Höhe, und lauschte über das ihn verbergende Holz hinweg. Wenn er endlich seinen Herrn aus dem Hause kommen sah, bückte er sich wieder, um nicht von ihm entdeckt zu werden; und erst dann, wenn dieser um die erste Straßenecke herum war, sprang er lustig auf, und eilte hinter ihm her. Er schien richtig vorauszusetzen, daß sein Herr dann um seinetwillen nicht wieder umkehren würde.

Einst sagte dieser in Montezuma's Gegenwart zur Dienerschaft: „Ich esse heute Mittag bei dem General (Gen. Lieut. von Reppert); sperrt mir daher den Montezuma ein, damit er mir nicht zum General nachgelaufen kommt!" — Kaum war dieser Befehl gegeben,

auf welchen Montezuma aufmerksam aufzuhorchen schien; so springt das Thier ängstlich auf, und wie ein Pfeil zur Thür hinaus, durch welche eben ein Hereinkommender in die Stube trat. Weg war der schlaue Hund. Er hatte sich verkrochen, und man konnte ihn, ungeachtet alles Suchens, weder hinter jenem Bauholze noch sonst irgendwo wiederfinden. Mittags, als der Graf in die Wohnung des Generals tritt, steht das schlaue Thier hinter der Hausthür und empfängt schmeichelnd seinen Herrn.

Ueberhaupt schien dem guten Thiere nur dann wohl zu seyn, wenn es seinem geliebten Herrn ganz nahe war. Einst besuchten mehrere Damen in weißen Kleidern die Gräfinn im Garten hinter dem Wohnhause. Man besorgte, von dem Hunde, der zuweilen in das durch den Garten fließende Wasser sprang, bei der Rückkehr aus demselben beschmutzt zu werden; daher befahl der Graf seinen Bedienten, sie sollten beim Auf- und Zumachen der Gartenthür sich wohl hüten, Montezuma mit hereinzulassen. Dieser macht zu drei verschiedenenmalen vergebens den Versuch, zwischen den Aus- und Eingehenden sich unvermerkt in den Garten hinein zu stehlen. Da er aber endlich überzeugt ward, daß man dieß sehr aufmerksam zu verhindern suchte, man ihm für seine

Zudringlichkeit auch ein Paar Schmisse gegeben hatte: so eilte er nach einigem Stillstande, während welchem er zu überlegen schien, was nun zu thun sey, im schnellsten Hundetrapp über den Hof und durch das Haus auf die Straße, die Fabriken- und Berlinsche Straßen hinunter, und dann aus dem Berlinischen Thore hinaus. Hier umgieng er rechts die Gärten, und suchte in der Gegend, wo, wegen des sumpfigen Bodens, die Stadtmauer nicht hatte fortgeführt werden können, durch die Pallisaden zu kommen, schwamm durch den dort befindlichen Kanal, der ihn nur noch von dem gräflichen Garten trennte, und freute sich sichtbar, daß es ihm mittelst des planvollen Umwegs von etwa tausend Schritt gelungen war, wieder zu seinem lieben Brodherrn zu kommen.

14. Der sprechende Hund.

Herr von Leibnitz erzählt in den Annalen der Pariser Academie, er habe bei einem Bauer in der Nähe von Zeiz in Sachsen, einen Hund von gewöhnlicher Gestalt und mittlerer Größe angetroffen, bei dem ein Knabe einige Anlage zum reden entdeckt habe. Er hatte einige Töne von demselben gehört, welche seiner Einbildung nach

deutschen Wörtern ähnlich klangen, und setzte sich deshalb in den Kopf, dieses Thier reden zu lehren. Der Besitzer des Hundes, welcher nichts besseres zu thun hatte, wendete alle seine Zeit darauf, und nach einigen Jahren war der Hund so weit gebracht, daß er einige dreißig Wörter aussprechen konnte, worunter sich auch die französischen Wörter, Thee, Caffe, Chocolade, Assemblee befanden. Es ist zu merken, daß der Hund schon drei Jahr alt war, als man anfing, ihn dieses zu lehren. Er redete aber nicht anders, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesprochen hatte, und es schien, als wenn er es aus Zwang und Widerwillen wiederholte, ungeachtet man ihn nicht übel dabei behandelte.

15. Erkenntlichkeit eines Hundes für geleisteten Beistand.

Ein großer weißer Hund aus dem Geschlecht der Dessauischen Saupacker, der daran gewöhnt war, die Küche vor dem Besuche fremder Hunde zu schützen, hatte am 9ten April 1795, auf dem Hofe der Schmissingischen, damals vom Herrn von Bismark bewohnten Kurie, das Unglück, bei Verfolgung dieser ungebetenen Gäste, durch einen Sprung gegen die nur halbgeöff-

nete Thorwegspforte, das rechte Vorderbein zu zerbrechen.

Ein lautes Geheul über den heftigen Schmerz kündigte den Hausgenossen an, daß er ein Unglück gehabt habe.

„Ich hatte" sagt der Erzähler dieses Vorfalls, „den Sprung gegen die Pforte gesehn, wobei er sich heftig gegen den Kopf stieß, und glaubte, daß dieser Stoß die Ursach seiner Klagen sey. Da er indeß, nachdem er einige Schritt auf drei Beinen fortgehinkt war, sich mit einem jämmerlichen Winseln niederlegte, und dabei das rechte Vorderbein mit großer Behutsamkeit der Länge nach vor sich hinstreckte, gieng ich hinzu, weil ich daraus einen Beinbruch muthmaßte."

„Er hob den Kopf in die Höhe, da ich ihn in einem mitleidigen Tone anredete, blickte mit vielem Ausdruck im Auge bald mich bald den beschädigten Fuß an, den er beroch und beleckte, wedelte sanft mit dem Schwanze, und leckte mir die Hand, da ich seinen Fuß untersuchte, obgleich das Befühlen desselben ihm Schmerzen machen mußte, die er durch ein dumpfes Stöhnen mir zu klagen schien.„

„Der Chirurgus, Herr Diek, der das widersinnige Vorurtheil nicht kennt, als ob er seine Kunst durch Hülfe, die er Thieren leistet, ernie-

drigen würde, erfüllte sehr bereitwillig die Bitte, den armen Patienten zu verbinden."

„Er und die Umstehenden fürchteten anfangs die Zähne des Hundes, weil er bei Herrn Dieks Eintritt in's Zimmer durch Bellen zu erkennen gab, daß er ihn für einen Fremden halte, welches bei den Hunden mit Feind gleichbedeutend zu seyn scheint. Ich redete ihm freundlich zu, streichelte das gebrochne Bein, und Herr Diek suchte unterdeß gleichfalls dem Hunde sein Mitleiden begreiflich zu machen. Dieß kostete wenig Mühe, denn er schien in eben dem Augenblick auch ihm auf die vorhin erwähnte Art sein Leid zu klagen. Hr. D. konnte also nun auch ohne alle Gefahr den Schaden untersuchen, wozu ihm der Hund selbst durch weiteres Ausstrecken des Beins behülflich war."

„Bei dieser gewiß schmerzhaften Operation sowohl, als auch beim Anlegen der Schienen, leckte er dem Wundarzte mehrere mal die Hand, so wie auch jedem, der ihm durch Streicheln und Worte sein Mitleiden zu erkennen gab."

„Am folgenden Morgen versuchte der Hund, weil er sich müde gelegen hatte, auf drei Beinen auf dem Hofe herumzuhinken, wobei er den beschädigten Fuß immer sehr behutsam, so weit er wegen der Schienen konnte, in die Höhe zog."

„Zu eben der Zeit kam Herr Diek, um zu

sehen, ob die Schienen sich nicht verschoben hätten. Der dankbare Hund erkannte ihn sogleich, hinkte mit wedelndem Schwanze auf ihn zu, leckte ihm freundlich die Hand, und ließ, ohne daß ihm einer von seinen alten Bekannten zuzureden oder dabei zu seyn gebraucht hätte, den Fuß besichtigen; und wiederholte seitdem dieselben Ausdrücke der Dankbarkeit immer, wenn er Herrn Diek kommen sah.“

„Da ihm die ersten Schienen abgenommen wurden, war er nicht so geduldig, sondern ließ sich erst lange zureden, und drückte durch Knurren seinen Unwillen darüber aus. Glaubte er vielleicht, das Abnehmen der Schienen würde der Heilung seines Fußes hinderlich seyn? Denn das Gefühl von wiedererlangter Kraft konnte nicht wohl die Ursach seyn, weil er sich schon oft überzeugt hatte, daß er den Fuß noch nicht wieder gebrauchen könne. Er hatte schon oft ganz leise auf ihm zu stehn versucht, und ihn dann immer schnell wieder in die Höhe gezogen. Undank konnte es auch nicht seyn; denn bei dem Anlegen neuer, etwas schwächerer, Schienen bewies er von neuem seine Erkenntlichkeit.“

16. Ein Hund zu Treugebühle zeigt seinem Herrn, wo dessen vermißtes Kind verunglückt ist.

Der Häusler Richter zu Treugebühle, einem Dorfe bei Großenhayn im Meißenschen Kreise, gieng am 12ten März 1795 in Geschäften aus, und empfahl sein dreijähriges Söhnchen der Aufsicht seiner Frau. Diese, nachlässig in ihrer Mutterpflicht, denkt, als sie das Kind vermißt: es wird wol beim Nachbar seyn. So vergehn vier Stunden. Indessen kommt der Vater nach Hause, frägt nach dem Kinde, und findet es nicht beim Nachbar, nicht im ganzen Dorfe, und auch nicht in der Nachbarschaft desselben. Ganze Ortschaften suchen es zwei Tage lang vergebens; am dritten Tage kommt der Hund, der mit dem Kinde gelaufen war, frißt, und läuft wieder fort. Man folgt ihm und findet das Kind, fünf Viertelstunden vom Dorfe in einem Tannenbüschchen, erfroren!

17. Ein Hund bei Frankfurth am Main empfängt die Kommenden nach der Kleidung.

In einem Dorfe bei Frankfurth am Main hat ein Bauer einen Hund, der nicht nur

unter der Familie des Hauses und unter ihren Bekannten einen treffenden Unterschied zu machen weiß; sondern auch jeden Fremden nach dem äußerlichen Ansehn begrüßt. Kommt ein Fremder ins Haus, der ansehnlich und wohl gekleidet ist, so nähert er sich demselben, beriecht ihn und begegnet ihm durchaus mit vieler Ehrfurcht, Gefälligkeit und Schonung. Betritt aber ein armer, schlecht gekleideter Mensch den Hof, so fährt er ungehalten auf ihn zu, bewillkommt ihn mit einem feindseeligen Gebelle, weiset grämlich die Zähne und beißt auch wol nach ihm, ohne ihn jedoch zu verwunden. Die Leute vom Hause pflegen daher aus dem jedesmaligen Betragen dieses Hundes schon in der Ferne zu schließen, ob ein vornehmer oder niederer Mensch zn ihnen komme. Gegen das weibliche Geschlecht ist er im Ganzen schonender.

18. Ein Hund will eine von ihm zerbrochene thönerne Pfeife wieder zusammensetzen.

Ein Herr hatte seinen Hund abgerichtet, ihm allerhand Waaren von einem Krämer in der Nachbarschaft zu holen. Er gab ihm dabei einen Zettel

tel mit, auf welchen dasjenige geschrieben war, was der Hund bringen sollte. Einmal sollte dieser Hund eine lange thönerne Pfeife holen. Er trug sie sehr geschickt im Maule fort. Entweder aber aus Neugierde oder ängstlicher Besorgniß, wollte er sich unter Weges einmal umsehn. Allein sein Umsehn kam ihm theuer zu stehn, denn er stieß mit der Pfeife an und zerbrach dieselbe. Darüber erschrak er zwar sehr, warf aber doch das Stück, das er im Maule behielt, nicht weg, noch vielweniger trug er es nach Hause. Nein, er versuchte vielmehr, ob er nicht die zerbrochenen Stücken wieder zusammensetzen könnte, und dieß wiederholte er einige Male. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, so lief er unruhig davon.

19. Der zur Spitzbüberei abgerichtete Hund.

Die Diebe in England begnügen sich nicht allein damit, daß sie selbst stehlen und andre Menschen zum Stehlen verführen, sondern sie gehen so gar so weit, daß sie Hunde zu diesem Handwerke abrichten. Als ein Beispiel, wie weit es die Klugheit und Schlauigkeit der Hunde in diesem Stücke bringen kann, mag hier folgende Begebenheit stehn, die mit allem Rechte

große Bewunderung erregte. Ein Englischer Schiffer besuchte einen Kaufmann in Norwegen und hatte einen sehr hübschen Hund bei sich, den er in England gekauft hatte, vermuthlich von Jemanden, der ihn stahl und wieder verkaufte, ohne seine guten Eigenschaften zu kennen. Da der Kaufmann an dem Hunde Gefallen fand, so machte ihm der Schiffer ein Geschenk damit. Der Hund wurde im Hause bekannt und gewöhnte sich an seinen neuen Herrn. Eines Tages, da letzterer in seinem Komtoir saß, kam der Hund aus der Stadt zurück, legte ihm seine Vorderbeine auf den Schooß und hatte etwas im Munde. Der Mann nahm es ihm ab, um zu sehn, was der Hund wol bringen möchte, und fand, daß es eine Rolle mit Zwölfstüberstücken war. Da er nun nicht begreifen konnte, wie der Hund zu diesem Gelde gekommen sey, so legte er es zur Seite und schrieb auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten hatte. In der Folge brachte der Hund noch verschiedene Male auf eben die Weise Geld, welches sein Herr mit derselben Vorsichtigkeit aufhob und endlich darauf fiel, daß er es bei einem seiner Freunde genommen haben müsse, der ebenfalls ein Kaufmann war, in dessen Haus er oft kam, und wohin ihn der Hund gewöhnlich zu begleiten pflegte. Indessen schwieg

er, bis nach Verlauf von einiger Zeit, da gerade der Kaufmann, den er für den Eigenthümer des Geldes hielt, ihm bei einem Besuche erzählte, daß er seit einigen Wochen bestohlen würde, ohne daß er einsehn könne, wie es damit zugehe, da sein Geldkasten unbeschädigt wäre, Niemand als er selbst ihm nahe käme, und auch Niemand zugegen gewesen sey, wenn er ihn geöffnet hätte. Der Hund, welcher sehr oft im Komtoir bei ihm wäre, sey der einzige, den er deswegen im Verdacht haben könne, und dieß schiene ihm doch ungereimt, zumal, da er nie bemerkt habe, daß er Miene mache, etwas wegnehmen zu wollen. Der Herr des Hundes bat hierauf seinen Freund, den Hund genau zu beobachten, wenn er wieder zu ihm käme. Dieß that er auch. In dem Zimmer, wo der Geldkasten stand, hatte er sein Schreibepult so stehen, daß er, wenn er vor selbigem saß, dem Kasten den Rücken zukehrte, welcher Letztere, so wie ein Tisch, worauf er sein Geld zu zählen pflegte, in einer andern Ecke der Stube befindlich war. Da der Hund eines Tages, wie gewöhnlich, zu ihm ins Komtoir kam und sich, wie er immer that, unter den Ofen legte; öffnete der Kaufmann seinen Kasten, legte einige Rollen Geld auf den Tisch und setzte sich darauf wieder an sein Schreibepult, doch so,

daß er sehen konnte, was der Hund vornehmen würde. Der Hund lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen, schlich sich darauf nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg und legte sich dann wieder auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, verwahrte sein Geld wieder und verschloß den Kasten. Kurz darauf kam der Hund unter dem Ofen hervor und gab durch seine Gebehrden zu erkennen, daß er hinausgelassen zu werden wünschte; es geschah, und nun brachte er, wie gewöhnlich, das Geld seinem Herrn. Die Dieberei war also entdeckt, und der Kassenmangel stimmte völlig genau mit der Geldsumme überein, welche der Herr des Hundes empfangen hatte.

20. Ein Hund giebt zu verstehn, daß sein Herr durchs Eis ins Wasser gefallen sey.

Dr. Beattie, einer der berühmtesten Philosophen Englands, erzählt in einer seiner Schriften folgende Geschichte: Einer der Freunde dieses Philosophen gieng einen Wintertag mit seinem Hunde auf die Jagd. Sie mußten über einen Strom gehn, der zugefroren war; das Eis

brach aber, und der Jäger fiel ins Wasser. Zum Glück hatte er seine Flinte queer vor den Leib gehalten, und da diese über die Oeffnung lag und an beiden Seiten auf dem Eise ruhte, so hatte er an ihr eine Stütze, woran er sich eine Zeitlang halten konnte. Aus dem Wasser konnte er aber nicht kommen; denn er mußte befürchten, das Eis los zu brechen, worauf die Flinte ruhte, und dann war er ohne Rettung verlohren. Der Hund sah die Noth seines Herrn, und versuchte durch allerlei Künste, ihn zu retten, aber vergebens. Nun lief er was er konnte, nach dem nächsten Dorfe, schmeichelte allen die ihm begegneten, und that, als wenn er ihnen etwas sagen wollte. Als sie ihn nicht verstanden, faßte er sie an dem Rocke und zog sie nach der Gegend hin, wo sein Herr war. Einige, die sich über die Geschäftigkeit des Hundes wunderten, giengen mit ihm, kamen zu dem Eise, fanden den Mann und retteten ihn.

21. Ein Pudel verschafft durch seine Ueberlegung sich und seinen Mitgefangenen die Freiheit.

In einer Residenzstadt wurden, auf höhern Befehl, alle Hunde, welche nicht das Zeichen des

genommenen Tollwurms trugen, von dem Abdecker eingefangen, und in einen großen Schuppen eingesperrt. Die vielen Hunde trieben einen gewaltigen Lärm. Sie waren fast aus allen Racen zusammen geschleppt. Ein Pudel unter ihnen, der sich, nach der Bemerkung des Wärters, von den übrigen absonderte und in einer Ecke saß, schien die Umstände ruhiger zu überlegen. Er bemerkte die Art und Weise, wie die Thür auf- und zugemacht wurde. Ganz gelassen gieng er hin, sprang mit den Pfoten auf den Drücker, öffnete die Thür, sah sich nach dem unruhigen Haufen um, und gieng großmüthig voran. Im Triumph führte er seine Gesellschaft zum Stadtthor hinein. Ein jeder Hund lief nun voller Freude wieder zu seinem Herrn.

22. Dienstbeflissenheit eines Teckels bei Errettung seines Kammeraden.

Zwei Dachshunde eines Amtmanns im Hoyaischen — erzählt Herr Kandidat Bornträger — hatten die Gewohnheit, in den benachbarten Holzungen viel herum zu laufen, und einer war so unglücklich, mit der einen Vorderpfote in ein Fuchseisen zu gerathen. Vergeblich bemühete sich der andre, ihn zu erretten. Da er

dies durchaus nicht konnte, kam er ganz außer Athem auf den Hof gelaufen, so daß ihm die Zunge aus dem Halse hieng, und sprang an dem Verwalter in die Höhe, winselte erbärmlich, lief vorwärts, kehrte wieder um, da dieser es nicht bemerken wollte, und that immer ängstlicher, bis der Verwalter endlich aus der gar zu großen Unruhe des Thiers schloß, es müsse etwas Besondres vorgefallen seyn. Er folgte dem Hunde. Nun verwandelte sich die Unruhe desselben in die größte Freude, und Ungeduld, daß ihm der Verwalter nicht so geschwind, als er wünschte, folgen konnte. Indeß führte er ihn über Stock und Stein, durch Büsche, Hecken und Moräste endlich an den Ort, wo der arme Gefangene in dem Fuchseisen saß, der denn auch glücklich erlöset ward.

23. Klugheit eines Hundes in seiner Verlegenheit.

Ich habe, erzählt Herr Prediger Götze, auf der Universität einen Hund gesehn, der so abgerichtet war, daß er in einem Körbchen alles vom Markte holte, was auf dem eingelegten Zettel stand. Einst wurde er zum Fleischhauer geschickt, eine Bratwurst zu holen, um zu sehn, wie er sich dabei nehmen würde, wenn die andern Hun-

de seine Tracht witterten, und ihn umringten. Kaum war er mitten auf dem Markte, so fanden sich schon viele seiner Kammeraden zu der Wurst ein. Sogleich setzte er sein Körbchen hin, stellte sich davor und wehrte sich tapfer. Da er aber sah, daß er übermannt war, war er auch der erste, der anpackte und fraß.

24. Ein Hund zweifelt, überlegt und faßt dann den vernünftigsten Entschluß.

Ein glaubwürdiger Schriftsteller *) erzählt von einem Hunde, Nahmens Barbet, folgende Begebenheit: Ein Handwerker hatte Geschäfte bei mir. Barbet, sein kleiner Hund, begleitet ihn. Während des Gesprächs leert der hungrige Barbet die Katzenschüssel in der Küche. Dadurch verspätet er sich, und sein Herr geht ohne ihn fort. Kaum merkt dieß der Hund, so wird er unruhig, und winselt, um herausgelassen zu werden. Ich öffne ihm die Hausthür. Er ist

*) Gedanken über die Seele des Menschen und Muthmaßungen über den Zustand derselben nach dem Tode, meistens auf Erfahrung gegründet. Nebst einem Anhange von den übrigen denkenden Wesen. Berlin und Leipzig.

zwar in Freiheit; aber, welchen von den vier Wegen, die zu mir führten, ging sein Herr? Eine schlimme Frage für das Thierchen! Es brennt vor Begierde, seinem Herrn zu folgen. Es sucht in größter Eile die Spur von einem und von dem andern Zugange. Aber vergebens, wenigstens traut er sich noch nicht. Er muß seiner Sache gewiß seyn. Er macht also meine Hausthür zum Mittelpunkt aller Zugänge, als wären sie so viele Strahlen eines Zirkels, läuft dabei im Kreise herum, so daß er nothwendig diese alle überlaufen muß und beriechen kann. Dieses thut er ein=, zwei=, dreimal, so geschwind als er kann. Das viertemal findet er die Spur. Nun ist er derselben gewiß, und folgt ihr so schnell, als ihn die Füße tragen können. Diese Geschichte beweiset offenbar eine Geschicklichkeit, sich in zweifelhaften Fällen zu rathen und zu helfen. Und kann man das ohne einiges Nachdenken?

25. Ein Hund fordert seinen Herrn in der Stube auf, einen Hasen, den er eben gesehn hatte, zu schießen.

Der eben erwähnte Schriftsteller, der das Daseyn menschenähnlicher Thierseelen erweiset,

führt eine merkwürdige selbst erlebte Thatsache von einem Jagdhunde an, und betheuert die Wahrheit derselben mit den Worten: Ich würde es für höchst sträflich halten, wenn man, um seine Meinung zu behaupten, Zuflucht zu Lügen nähme; dazu ist mir die Wahrheit zu heilig. Die Geschichte ist folgende: Ein Jagdhund, dessen Herr auf dem Lande wohnte, lief einst eilends zu diesem, der sich nebst mir in der Studierstube befand. Die Thür war zu. Der Hund kratzt und bellt zu verschiedenenmalen. Man öffnet ihm endlich die Thür. Er wedelt, winselt, heult, und springt voller Freude von seinem Herrn zum Ofen, wo die Jagdflinte steht, kehrt zum Herrn zurück, und dann wieder zur Flinte. Der Herr merkt, daß der Hund ihm etwas zu sagen habe, und nimmt daher die Flinte. Sogleich giebt der Hund freudig einen Laut, läuft zur Thür hinaus, kommt wieder zurück, läuft nach einer Hinterthür des Hauses, und führt den Herrn da hinaus, wo ein Berg lag.

Ich und der Herr folgen ihm. Der Hund geht vor Freude hüpfend ein wenig voraus, und zeigt uns so den Weg, den wir nehmen sollen. Wir gehn etwa vierzig Schritt fort; und der Hund, immer vor uns, giebt deutlich zu verstehn, wir sollen links gehn, schließt sich an den Herrn,

drückt ihn nach dem Wege links hin, und wiederholt dies. Wir folgen seiner Anweisung, und er begleitet uns einige Schritt. Nun aber dreht er sich in der Geschwindigkeit rechts und umläuft den Weg und Berg. Indessen gehn wir links, langsam bergan fort, bis fast hinauf, da der Hund in dieser Zwischenzeit den ganzen Umweg rechts um den Berg gemacht hat. Nun ist er schon höher, als wir. Er giebt einen Laut, und siehe! er treibt einen Hasen dem Herrn vor den Lauf, welcher natürlich des Todes Beute wurde.

26. Ein Hund rächt die Ermordung seines Herrn an dem erkannten Mörder.

Im Jahre 1718 ging ein Papierhändler von Marseille nach Toulon, um Papier einzukaufen, und ward auf seiner Rückkehr in dem Holze zu Cogniou, das zwischen diesen beiden Städten liegt, ermordet *). Unerachtet der Nachforschungen, die die Wittwe und der Sohn desselben thun ließen, gaben sie doch endlich die Hoffnung auf, den Urheber ihres Unglücks zu entdecken. Einst

---

*) Guer's kritische Geschichte von der Seele der Thiere. (Histoire critique de l'ame des bêtes.)

trat der Sohn des Ermordeten von ungefähr in ein Ballhaus, wo verschiedene Personen versammelt waren, um theils selbst zu spielen, theils nur Zuschauer bei dem Spiele abzugeben. Der Hund seines erschlagenen Vaters war bei ihm, und gieng mit aller Wuth auf einen von denen los, welche die Raquette hielten. Man schlug den Hund, man zog ihn, und wollte ihn wegreißen; allein er schien unempfindlich zu seyn, und verdoppelte seine Wuth. Man rief den Herrn des Hundes, der ihn nur mit Mühe besänftigte und an sich riß. Er schalt und drohete ihm, und er schien sich zu beruhigen; allein einen Augenblick nachher wurde der Grimm des Hundes beim fernern Anschauen seines Feindes vermehrt, er sprang von neuem auf ihn zu, und ließ ihn nur aus Gehorsam gegen die Stimme seines Herrn wieder los. Ein Kaufmann, der dieses Schauspiel mit ansah, fragte hierauf leise den Sohn des Papierhändlers: Hatte ihr Vater den Hund bei sich, als er die unglückliche Reise machte, die ihm das Leben kostete? — Ja, antwortete dieser, der Hund kam sogar nach Hause, ehe wir von dem Unglücke das Geringste wußten.

Während dieser geheimen Unterredung hielt der Herr seinen Hund am Halsbande fest, und dieser hatte seine Augen unverwandt auf den

Ballspieler gerichtet, und suchte an ihn zu kommen. Die anhaltende Erbitterung des Hundes erregte Verdacht. „Lassen sie uns hinausgehn," sagte der Kaufmann zu seinem Freunde; „dieser Vorfall bringt mich auf Gedanken, die ich Ihnen hier nicht mittheilen kann." — Sie gingen hinaus. Ihre Unterredung hatte zum Gegenstande, daß die Erbitterung des Hundes vielleicht eine Anzeige sey, der Ballspieler sey der Mörder des Papierhändlers, weil sich die Sache eben so zu verhalten scheine, wie mit dem Macaire und Aubri. Sie gingen zu dem Commissär, und erzählten ihm den Vorfall, sammt ihren Gedanken, und Letzterer begleitete sie mit einer Wache nach dem Ballhause. Der Spieler hielt die Raquette nicht mehr, sondern ruhete aus, indem ein andrer aufgetreten war. Der Hund ward ihn sogleich gewahr, und erkannte ihn unter dem ganzen Haufen der Zuschauer. Er sprang von neuem auf ihn los, und dieß bewog den Commissär, den Verdächtigen in Verhaft zu nehmen. Er bekannte sein Verbrechen, ehe er noch ins Gefängniß gesetzt war.

27. Hirkan verläßt seinen Herrn weder im Schlachtgetümmel noch auf dem Scheiterhaufen.

Man erzählt von Hirkan, einem Hunde des Macedonischen Königs Lysimachus, folgenden Zug von unbegrenzter Treue und Anhänglichkeit. Dieser Fürst blieb in einer Schlacht gegen den Syrischen König Seleukus, und man konnte seinen Leichnam auf dem Schlachtfelde bloß durch das Winseln seines kleinen Hundes, der neben ihm lag, wieder erkennen. Da man den Lysimachus beerdigte, konnte der treue Hirkanus sich schlechterdings nicht von seinem Herrn trennen, und folgte dem Leichenzuge. Endlich stellte man ihn an des Königs Seite, neben sein Paradebett; und da man nach Sitte der Alten dann den Scheiterhaufen anzündete, um den Todten zu verbrennen, so scheute Hirkan, um neben ihm zu seyn, die Wuth der Flamme nicht mehr, und ließ sich lebendig verbrennen.

28. Ein Hund rettet seinen Herrn vom unfehlbaren Tode.

Der Friseur Klatemeyer *) zu Hannover begleitete im Januar 1784 einen seiner Bekannten, der nach dem nahgelegenen Dorfe Döhren gehen wollte, zum Thore hinaus. Es war kalt und schon etwas spät und er gieng weiter mit ihm, als er sich vorgenommen hatte. Auf einmal entdecken beide einen Hund, der vom Felde ab unter einem kläglichen Gewinsel auf sie zukommt, wieder nach einer gewissen Stelle zuläuft, aufs neue zurückkommt und durch seine traurige Geschäftigkeit ein besondres Anliegen zu erkennen zu geben scheint. Klatemeyer folgt dem Thiere, und findet einige hundert Schritt vom Wege abwärts einen Menschen auf der Erde liegen, um den der Hund mit beständigem Winseln herumspringt. Der Friseur ruft seinen Gefährten herbei, und beide heben den Körper auf, den sie vor Kälte ganz erstarrt finden. Sie bringen ihn in ein nahe gelegenes Haus, wo man ihn durch zweckmäßige Mittel wieder ins Leben brachte. Die-

---

*) Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. 1784. Bd. 1.

ser Mensch war der Fahnenschmidt beim Leibregiment, ein sonst sehr nüchterner und ordentlicher Mann. Er hatte auf dringendes Nöthigen einige Gläser Wein getrunken, den er nicht gewohnt war, und wodurch er auf seinem Wege nach Döhren so unwiderstehlich vom Schlafe überrascht wurde, daß er sich hingesetzt hatte. Da die Stelle, wo er lag, ziemlich weit vom Wege entfernt war, so würde ihn gewiß kein Reisender entdeckt haben, wenn nicht sein guter Hund so treu und liebevoll für ihn gesorgt hätte.

29. Der selbstdenkende und erfinderische Jagdhund des Hrn. Kammeraths Huet.

Während meines Landlebens — erzählt Hr. Kammerrath Huet — hatte ich einen Jäger, der in der Kunst, Hunde abzurichten, sehr geschickt war. Unter Mehreren verschiedener Art, war ihm ein großer englischer Hühnerhund so außerordentlich gut gerathen, daß er ihn zur hohen Jagd als Leit- und Schweißhund, so wie zur kleinen Jagd gebrauchte.

Kusel, so nannte er ihn, leistete bei jeder Art Wildbret, was er unter so verschiedenen Verhältnissen leisten mußte, und war ein wahres

Hun-

Hundegenie. Er erfand sich selbst Vortheile, wovon der Jäger versicherte, sie ihn nicht gelehrt zu haben.

So kam er einmal, als ich mit meinen Leuten schon mehrere Stunden von der Jagd zu Hause war, über den Hof getrabt, und hatte einen Hasen bei einem Ohre mit dem Maule haltend auf seinen Rücken geworfen, um ihn desto leichter, eine Stunde weit, bis in die Küche tragen zu können.

Bei einer andern Gelegenheit zeigte dieser Hund vorzügliche Ueberlegung und Treue. Der Jäger hatte an einem kurzen Decembertage, bei tiefem Schnee und strenger Kälte, einen Hirsch angeschossen. In der Hoffnung, selbigen vor Nachts noch zu erlegen, ließ er seinen Kusel, der hier als Schweißhund agiren sollte, von der Linie streichen, um den kranken Hirsch zu verfolgen und niederzureissen. Kusel entfernt sich in voller Jagd so weit von ihm, daß er nichts mehr hört. Es wird Nacht, der Hund kommt nicht zurück, der Jäger geht nach Hause und glaubt, ihn daselbst zu treffen. Sehr besorgt, daß sein nicht zu Hause gekommener Hund sich verlaufen haben, oder aufgegriffen seyn möchte, war er außer sich vor Freude, als wir den Hund am andern Morgen über das Feld nach unserm Hofe laufen sahn:

er kam winselnd und kratzend an meine Stubenthür, sprang, als er eingelassen war, um uns herum, lief oft in eine Fensterecke, worin Gewehre standen, und hatte zum Beweise, daß er des Hirsches Meister geworden war, rothe Flecke vom Schweiß *) an Maul und Halse. Wir folgten seiner Aufforderung, nahmen die Gewehre, und Kusel, immer vor uns herlaufend, führte uns nicht den geraden Weg, den er aus dem Holze kam, sondern lief auf gebahnten Wegen halb um das Holz herum; hier führte er uns auf mehreren Holzwegen in verschiedenen Richtungen in ein Dickigt, wo wir ihm einige Schritte nachkriechend seine Beute fanden. Der Hund schien richtig nachgedacht zu haben, daß wir fast das ganze Holz in der Länge durchkriechen müßten, um gerade zu dem Hirsche zu gelangen, und brachte uns daher von der Seite, einen zwar weitern aber offnen und sehr bequemen Weg, dahin. Zwischen den Füßen des von ihm vor Raubthieren über Nacht beschützten Hirsches, hatte er sich eine Vertiefung in den Schnee gekratzt, und solche mit hervorgeholtem trocknen Laube zu seinem

*) Bekanntlich in der Jägersprache das Blut der Thiere.

Nachtlager ausgefüllt. — Durch diese kluge und treue That gewannen wir alle ihn doppelt lieb, und bedauerten aufrichtig seinen Verlust, als im nächsten Sommer das gute Thier, vielleicht wegen des ausgehaltenen strengen Nachtfrostes, toll wurde, und der Jäger ihn erschießen mußte. Nicht ohne Thränen konnte er diese Handlung verrichten, und er versicherte, daß er gern seine beste Kuh für ihn geben möchte. Ich leugne nicht, daß auch ich mein bestes Pferd für sein Leben gegeben hätte.

30. Ein Hund zu Rom ist Schauspieler.

Zu Rom war ein Hund, welcher förmliche Rollen auf dem Theater spielte. Er gehörte einem Schauspieler, welcher ein gewisses Stück aufführte, worin die Rolle des Hundes mit vorkam. Er mußte sich nähmlich einige Zeit lang stellen, als ob er todt wäre, weil er eine gewisse Arzenei gefressen hätte. Wenn er nun das Brod, das man ihm statt des Giftes reichte, hinuntergeschluckt hatte, so fieng er sogleich an zu zittern und zu taumeln, als wenn er schwindlich wäre, streckte endlich alle vier Beine von sich und fiel ganz steif hin, als wäre er todt; und so ließ er sich von Einem Orte zum andern ziehn und schleppen,

ohne sich zu regen; so wie es der Inhalt des Stückes erforderte. Hier war seine Rolle noch nicht aus, sondern er mußte auch wieder zu sich kommen. Wenn er also merkte, daß es dazu Zeit war, so fieng er an, sich erstlich ganz langsam wieder zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe und sah hin und her, so daß alle Anwesende darüber erstaunten.

31. Ein Spürhund in Pensilvanien rettet den kleinen le Fever vom Hungertode.

Le Fever, ein Landmann in Pensilvanien, der von den durch das Edikt von Nantes vertriebenen Hugonotten herstammte, fand seine ganze Zufriedenheit in dem Zirkel seiner Familie, die aus eilf gesunden uud starken Kindern bestand. Eines Tages vermißte man in dieser Familie das jüngste Kind, einen Knaben von vier Jahren, Namens Derick. Man suchte ihn überall auf dem Felde und in dem vorbeigehenden Flusse mit großer Aengstlichkeit, aber vergebens. Nun riefen die Aeltern ihre Nachbarn zu Hülfe und giengen alle zugleich in den Wald auf dem angrenzen-

den Gebirge. Sie riefen und suchten mit der größten Emsigkeit, ohne von dem Kinde die geringste Spur zu finden. Es ward Nacht, aber die Aeltern wollten dessenungeachtet nicht zurückkehren. Ihre Betrübniß und Furcht wurde um so größer, weil sie wußten, daß die Bergkatzen den Menschen mit einer Wildheit und Behendigkeit anfallen, gegen welche es selbst erwachsenen Leuten schwer fällt, sich zu vertheidigen. Die Nacht verstrich unter diesen ängstlichen Betrachtungen. Sobald der Tag anbrach, fieng man von Neuem an, das Kind zu suchen; aber mit eben so wenigem Erfolge als vorher. Glücklicherweise kehrte ein Wilder bei dieser Familie ein, um in dem Hause seines Freundes etwas auszuruhen. Als er aber Niemanden als eine alte Negerinn daselbst antraf, wurde er bestürzt und fragte: „wo ist mein Bruder?“ Die Negerinn erzählte ihm nun, was vorgefallen war, worauf der Wilde antwortete: „ziehe deine Glocke, damit dein Herr nach Hause komme; ich will sein Kind schon finden. Es war schon Nachmittags um 3 Uhr und der Knabe war noch nicht entdeckt. Als der Vater nach Hause kam, verlangte der Wilde die Schuhe und Strümpfe, die das Kind zuletzt getragen hatte. Darauf ließ er seinen Hund diese Kleidungsstücke beriechen, zog einen Strich

in die Erde, von dem Hause an, und befahl dem Hunde, da, wo er den Strich gemacht hatte, die Erde zu beriechen. Diesen Strich verlängerte er in Begleitung des Hundes auf eine Viertelmeile rund um das Haus. Aber der Zirkel war noch nicht vollendet, als schon der Hund anfieng zu bellen und seiner eignen Spur zu folgen. Nicht lange hernach bellte er von Neuem, und als die Gesellschaft dieß hörte, liefen sie alle dem Hunde nach; aber sie verloren ihn in dem dichten Walde bald aus den Augen. Nach einer halben Stunde kam er mit einer merklichen Veränderung in seinen Gebehrden zurück, und die Freude redete aus seinen Augen. Nun begleitete der Wilde seinen Hund, der ihn zu dem Knaben hinführte, welcher ohnmächtig und fast todt an dem Fuße eines Baumes lag. Der Wilde brachte hierauf das Kind seinen Eltern zurück, die ihm nicht hatten folgen können. Es wurde vollkommen wieder hergestellt.

32. Vaillant's *) treue Hündinn.

Beim Aufbruch von Swellendam gab Hrn. V. eine Hündinn einen rührenden Beweis

---

*) Aus dessen Reise in's Innre von Afrika.

von Treue. Als er nähmlich seine Koppel musterte, vermißte er seine kleine Favoritinn Rosette. Er rief und schoß, alles war vergebens, endlich schickte er seine Leute aus, um sie zu suchen, und unter andern einen zu Pferde, der auf dem Wege, wo sie hergekommen waren, so weit zurück reiten sollte, bis er sie fände. Nach Verlauf von 4 Stunden kam der Reuter mit verhängtem Zügel und Rosette vor ihm her. Auf dem Sattel hatte er einen Stuhl und einen Korb. Dieser Mensch sagte, daß er das kleine Thier etwa zwei Meilen hinter ihnen am Wege neben dem Stuhle und dem Korbe, die sich unversehens vom Wagen losgerüttelt hatten, sitzend gefunden hätte; das arme Geschöpf hätte also leicht für seine Treue ein Raub des Hungers oder der wilden Thiere werden können.

33. Melampithos schwimmt seinem Herrn über das Meer nach.

Zu Korinth erhielt ein Handelsmann einen Auftrag nach Salamin, einer nahe bei Athen gelegnen Insel. Er hatte einen großen Hund, der Melampithos hieß, und den er auf seinen Reisen mitzunehmen pflegte. Diese Reise wollte er aber ohne Begleitung des Hundes machen und

ließ ihn deshalb in eine abgelegene Kammer einsperren.

Einige Augenblicke darauf, als sich der Kaufmann eingeschifft hatte, entspringt Melampithos durch das Fenster, läuft an den Hafen und sieht die Menschen traurig an. Das Schiff, mit frischem Winde begünstigt, ist schon so weit, daß es auf der unermeßlichen Fläche des Oceans blos ein kaum bemerkbarer Punkt scheint.

Welche mißliche Lage für den Hund! Er heult, bellt, winselt: alles ist vergebens. — Ein Schritt vorwärts gethan, frommt mehr, als hundert Plane in der Luft. — Er faßt endlich einen Entschluß, stürzt sich in das Meer und muthig schwimmt er fort.

Kaum zwei bis drei Stadien hatte Melampithos zurückgelegt, als sich ein schrecklicher Orkan mit Blitz und Donner erhob. Die empörten Wellen stiegen jetzt an die Wolken und dann wieder in tiefe Abgründe hinab .... Der Hund verfolgt immer seinen Weg; und erreicht endlich das von der Wuth des Meeres umhergeschleuderte Schiff.

Das Wetter wurde wieder heiter, und die milde Luft ladete den Korinther ein, auf das Verdeck zu steigen. In frommer Betrachtung über das prächtige Schauspiel des besänftigten Meers ver-

sunken, hört er bellen .... „Das ist Melampithos!“ ruft er v ll Erstaunen aus. — „Gute Götter! welch' eine Treue beweiset mir dieser Hund!“

Für das Leben dieses Hundes zärtlich besorgt, läuft der Grieche zum Steuermann, und bittet ihn, die Segel ein wenig einzuziehn, und einem Jungen die kurze Frist zu erlauben, auf einer Strickleiter hinabzusteigen, und das arme Thier zu holen. Vergebliche Bitte! Er verspricht seine volle Börse zur Belohnung; aber auch das ist umsonst, und Melampithos muß bis Salamin schwimmen.

Man landet. Der Grieche bleibt am Ufer; er sieht seinen Hund nicht mehr; die Wellen scheinen ihn verschlungen zu haben. Endlich kommt Melampithos wieder zum Vorschein, aber so entkräftet, daß er auf dem spiegelglatten Meere bald untersinkt, bald in die Höhe kommt.

Nach einer Fahrt, die über die Kräfte des stärksten Schwimmers war, kam Melampithos, oder vielmehr wurd' er ganz erstarrt aus dem Meere gezogen. Er that noch einen Schritt und fiel sterbend auf den Sand, wo er den letzten Athemzug — seinen Kopf auf die Füße seines Herrn gelegt — verhauchte.

„O du hartherziger Schiffer!“ rief der Ko-

rinther voll Unmuth aus, „was würde ein wenig Gefälligkeit dich gekostet haben? mir hast du den treusten Freund geraubt und dir diese Börse voll Gold, die dich und deine Familie für den Rest deiner Tage in Ueberfluß versetzt hätte.

34. Einsicht und Pünktlichkeit eines Hundes *).

Ein Kaufmann, Nahmens Lambert, ungefähr 60 Jahr alt, kam aus einem Flecken, Gonnard, 3 bis 4 Meilen südöstlich von Chalonne, und trieb zwei beladene Pferde vor sich her. Auf einem dritten saß er selbst. Er hatte seinen Hund bei sich, welcher gewöhnlich auf die Pferde und Waaren seines Herrn Acht gab, wenn dieser seinen Verrichtungen nachgieng. Zwischen Chaudefort und Chalonne, in der Nähe eines Orts, Pierre Saint-Morille genannt, ist ein Fußsteig, der an einer Seite von einem Hügel, und an der andern Seite von einem Flusse begrenzt ist, welcher zu jener Zeit aus seinen Ufern getreten war. Die beiden beladenen Pferde kamen

---

*) Voigt's Magazin der Naturkunde, B. V. Jan. 1803.

glücklich vorbei, aber das dritte stolperte und warf dabei seinen Reiter ab. Der Hund sprang sogleich ins Wasser, ergriff seinen Herrn bei dem sehr schwachen Gürtel, den derselbe um seine Jacke gebunden hatte, welche seine ganze Kleidung ausmachte. Er zog ihn damit aufs Land, und würde ihn ohne Zweifel gerettet haben, wenn das Zeug fest genug gewesen wäre; aber dieses riß, als er eben dichte am Ufer war, und die ganze Frucht seiner Arbeit war ein elender Fetzen, den er abgerissen hatte. Er legte denselben augenblicklich auf den Sand, und sprang sogleich wieder ins Wasser. Es war aber zu spät, und Lambert war in eben dem Moment verschwunden, als sein Gürtel zerriß. Mitten in der Lebensgefahr seines Herrn, und vom schmerzlichsten Verluste bedroht, hatte das treue Thier doch den Gedanken an seine Schuldigkeit nicht verlohren. Es schien ihm einzufallen, daß die beiden Pferde ohne Beschützer und Begleiter waren, und daß ihm ihr Schicksal anvertraut sey. Der Hund lief ihnen also mit einer solchen Eile nach, und hielt sie auf eine so ungestüme Art an, daß das eine derselben erschrak, einen Fehltritt that und beinahe todt zur Erde niederstürzte. Dieser Unfall, der dem armen Hunde in seiner üblen Lage gar wohl verziehen werden konnte, war für ihn ein neues Unglück. Seine Aengstlichkeit

war über alle Maßen groß. Er hatte weiter nichts gewollt, als die Pferde aufhalten, um seinen Herrn ungehindert aufzusuchen. Er lief also gleich an den Ort, wo sein Herr verunglückt war, zurück, und suchte ihn durch Bellen herbeizurufen, lief aber sogleich wieder zu den belasteten Pferden und trieb sich mit der größesten Unentschlossenheit herum. Schuldigkeit und Anhänglichkeit verlangten, daß er zugleich hier und da seyn sollte. Unfähig eine Partie zu ergreifen, winselte, heulte und lief er wol hundertmal von den Pferden zum Flusse, und von da wieder zurück; nie sah man eine rührendere Verlegenheit und thätigere Kümmerniß. Ein junger Mensch, der eben nach Chaudefort gieng, war eine Weile Zeuge von diesem Auftritt. Er wollte dem Pferde, welches noch unter seiner Last lag, in die Höhe helfen; der Hund aber, der gewohnt war, niemand als bekannte Personen sich nähern zu lassen, nöthigte ihn, umzukehren. Als er zu Chaudefort ankam, wo sich Lambert zuweilen aufhielt, erzählte er, was er gesehn hatte; man zweifelte aber an der Wahrheit und machte sich auf, um sich selbst an Ort und Stelle zu begeben. Wie der Hund die Freunde seines Herrn erblickte, verlor er keinen Augenblick, sie an die Stelle des Ufers zu führen, wo dieser verunglückt war; er zeigte

ihnen das abgerissene Stück Gürtel und brach in das erbärmlichste Geheul aus, womit er anzuzeigen schien, daß man alles anwenden möchte, um den Unglücklichen aufzusuchen, dessen Schicksal nun nicht mehr zweifelhaft war. Man hatte indessen das Pferd in die Höhe gebracht und führte es nebst dem andern nach Chaudefort. Der Hund folgte ihnen traurig nach und lief dabei mehrmals winselnd zum unseeligen Fluß. So gieng er die Nacht und den folgenden Tag öfters hin und wieder, bis Lamberts Söhne ankamen und ihn mit sich nahmen. Sie setzten den Handel ihres Vaters fort. So oft sie nach Chalonne reiseten, begleitete sie dieser Hund, und man versicherte, daß er jedesmal an dem Orte, wo er seinen Herrn verlohr, still gestanden und geheult habe.

35. Listiger Streich eines Hundes.

Es waren in einem Gasthause verschiedene Hunde, die sich alle Winterabende um das Caminfeuer in dem Gastzimmer herumlagerten, doch so, daß sie den Gästen nicht im Wege waren. Einer von diesen Hunden, der sich gewöhnlich immer später als die andern einfand, mußte mit einem entfernten Platze vorlieb nehmen. Bisher hatte er immer Geduld gehabt; an einem Abend

aber, an welchem die Kälte ihm wahrscheinlich zu unerträglich war, ersann er folgenden listigen Streich, der ihm auch vollkommen gelang. Nachdem er sich einige Zeit zur Rechten und zur Linken umgesehn hatte, um ein Plätzchen in der Nähe des Feuers zu bekommen, aber seine Absicht nicht erreichen konnte, verläßt er auf einmal das Zimmer, läuft nach der Hausthüre und fängt an, aus allen Kräften zu bellen. Augenblicklich machen sich alle Hunde im Zimmer auf die Beine, laufen und bellen, so gut ein jeder kann. Der Hund, der das Zeichen gegeben hatte, ließ sie gehen, kam mit einer triumphirenden Miene zurück, und suchte sich die beste Stelle beim Feuer aus. Seit der Zeit bediente er sich zur großen Belustigung der Gäste jedesmal, wenn er es für nöthig fand, dieses Kunstgriffes, und verfehlte nie seines Endzwecks.

36. Ein Hund legt seinem todten Herrn Brod vor den Mund.

Eins der merkwürdigsten Beispiele von der Treue eines Hundes erzählt uns Plinius mit folgenden Worten: Unter dem Consulat des Appius Junius und P. Silius wurden in dem Prozesse, der den Nero, einen Sohn des Germa-

nicus betraf, Titus Sabinus und seine Sklaven zur Strafe gezogen.

Der Hund eines dieser Sklaven konnte von dem Gefängniß seines Herrn nicht weggebracht werden, wich auch nicht von dessen Körper, als er von den gemitorischen Stufen herabgestürzt wurde, und erhob bei einer großen Menge umstehender Zuschauer ein klägliches Gewinsel. Ein Stück Brod, das ihm jemand zuwarf, nahm er und legte es seinem todten Herrn vor den Mund. Als der Leichnam darauf in die Tiber geworfen wurde, schwamm er hinterher, und bemühete sich, ihn über dem Wasser zu erhalten. Eine große Menge Volks strömte herbei, um die auffallende Treue dieses Thiers zu sehn.

37. Schamhaftigkeit eines Hundes und Gefühl seines Unrechts.

Ein Landprediger pflegte alle Mittage nach dem Essen in den Garten zu gehn, und bemerkte oft bei seiner Rückkehr in die Stube, daß jemand aus seinem Deckel-Kruge getrunken hatte. Seine Magd, die ihn nie belog, versicherte, daß sie nicht einmal in die Stube gegangen sey, auch Niemanden hineingelassen hätte, und doch war es eine Thatsache, daß von dem Getränke etwas entwendet

war. Unter dem Tische lag ein Haushund. Sollte der der Trinker seyn? Nicht ohne Grund fiel der Verdacht auf diesen Hund, weil er schon manchen Beweis von Klugheit gegeben hatte. Absichtlich wurde ihm kein Wasser hingesetzt. Bald entdeckte man, daß dieß schlaue Thier auf den Tisch sprang, mit dem Munde vorsichtig den Deckel abnahm, aus dem Kruge trank, und hierauf den Deckel wieder vorsichtig darauf legte. Der Prediger überraschte ihn nicht auf frischer That, denn eine so seltene Klugheit machte ihm Freude. Aber bald nachher gieng er mit der Magd in die Stube, und schalt heftig auf dieselbe mit öfterer Hinweisung auf das bestohlne Trinkgeschirr. Der Hund sah es, ward schüchtern, und schlich sich beschämt zur Stube hinaus.

38. Ein Hund zeigt den Tod seines Herrn an.

Ein Oesterreichischer Handelsmann hatte einen Hund, der ihm sehr viel werth war, und den er auf allen seinen häufigen Reisen, die sein Beruf nothwendig machte, mitzunehmen pflegte. Kam der Kaufmann in eine oft besuchte Stadt, so gieng der Hund ungeheißen in alle Häuser, wo sein Herr bekannt war, und meldete mit einem lustigen

gen Geklaffe die Ankunft desselben. Auf einem Jahrmarkte wurde der Kaufmann um ein Stück Seidenzeug bestohlen. Der Hund, der im Innern der Bude lag, bemerkte den Diebstahl, fing an zu bellen, sprang auf die Auslage und bellte noch mehr. Der Kaufmann gab ihm einen Schlag, und stieß ihn hinab. Der Hund, der sonst sehr folgsam war, gehorchte jetzt seinem Herrn nicht. Mit einem noch stärkern Gebelle sprang er nach dem Orte hin, wo der Seidenstoff ausgelegt war. Der Kaufmann sah hin nach dem Orte, und wurde nun gewahr, daß eine diebische Hand die Waare genommen hatte. —

Bald nach diesem Vorfalle erkrankte der Kaufmann und starb. Der treue Hund heulte erbärmlich beim Sarge seines Wohlthäters, begleitete heulend den Leichnam bis zum Grabe, und ward nun auf einmal unsichtbar. Man erkundigte sich nach dem Hunde, man suchte ihn im ganzen Städtchen, aber es war nicht möglich, ihn auszuforschen. Erst nach acht Tagen erschien der Hund wieder, und man erfuhr, daß er nach allen den benachbarten Städten, wo er mit dem Verstorbenen die Jahrmärkte zu besuchen pflegte, gelaufen war, und daselbst den Tod desselben, in den Häusern, wo der Kaufmann Bekanntschaft hatte, durch ein fürchterliches Geheul angezeigt habe. —

Diese Geschichte ist von der Wittwe des Kaufmanns selbst erzählt.

39. Ein Hund ist Aufwärter.

Es wird wenig Sachen geben — schrieb ein Freund des Herrn Wenzel*) an denselben, — die mein gelehriger Fidel (der Name seines Hundes) in unsrer Sprache nicht verstände, und die er nicht in seiner Thiersprache ebenfalls zu bezeichnen wüßte.

Ich sage ihm z. B.: „Fidel! dort auf dem Tische im großen Zimmer liegt meine Dose, ein Buch und eine Bleifeder; geh und hole mir die Sachen herbei!" Fidel vernimmt mit gespannter Aufmerksamkeit den Befehl, antwortet mit einem Baff und macht sich davon. In kurzer Zeit ist er wieder da, und bringt im Maule die verlangten Stücke.

Was er nicht füglich fassen kann, das giebt ihm ein Domestik, den er dazu auffordert, in das Maul. Ich lege in meiner Bibliothek einen Quartband, ein Octavbändchen, und ein Büchel-

*) Der Verfasser der Entdeckungen über die Sprache der Thiere.

chen in Duodez zur Rechten auf einen Tisch im Fenster hin, bedecke die Bücher mit Papieren, so daß man sie nicht sehn kann, und rufe in meinem andern Zimmer meinen Fidel: „Hab Acht," rede ich ihn an, „in der Bibliothek, am Fenstertischchen, unter mehrern Papieren, liegt ein Quartant, daneben ein Octavband und ein kleines Büchelchen, mache dich auf, und bringe mir den Quartanten!" Der Hund eilt, und der Quartant ist in meinen Händen. Und so brauche ich ihn zu allem, was er im Stande ist zu holen. Bei guter Laune erweiset er auch jedem andern, den er kennt, dergleichen Dienste.

Sie fragen mich, wie ich den Hund abgerichtet habe? Was ich in die Hand nahm, hielt ich ihm immer vor die Augen, nannte deutlich den Namen der Sache, legte sie an irgend einen Ort hin, führte den Hund zu dem Orte, und verlangte von ihm, daß er mir die Sache überbringe; ich steckte sie ihm wol selbst in's Maul, und führte ihn damit zu meinem Tische. Durch unzählige Versuche, anhaltende Uebung, Strafen und Liebkosungen, brachte ich es endlich dahin, daß ich mit meinem vierfüßigen Bedienten zufrieden seyn kann.

Die Bestellung: „Mein Herr wird heute kommen, — mein Herr ist nicht zu Hause, — es ist jemand draußen," und noch mehrere andre,

weiß Fidel vortrefflich auszurichten. Schicke ich ihn zu meinem Freunde in der Absicht, demselben zu melden, daß ich ihn heute besuchen werde, so läuft der Hund ungesäumt nach dem ihm beschriebenen Orte hin, und verlangt, vor den Freund gelassen zu werden. Man öffnet ihm die Thür, er wedelt mit dem Schwanze, geht zu dem Tische des Freundes, und bellt dreimal nacheinander, welches mein Freund schon zu interpretiren weiß, und also erfährt, daß ich ihn heute besuchen werde. Kommt jemand zu mir, und ich bin nicht zu Hause, so bellt der Hund nur einmal, und das heißt: „Mein Herr ist nicht zu Hause." Erscheint ein Freund, der mich sprechen will, so kratzt der Hund an meiner Thür, und bellt zweimal sehr laut.

„Sage, ich bin nicht zu Hause!" rufe ich, und Fidel sagt es dem Freund mit einem lauten Baff. Es ist sehr unterhaltend, wenn ich diese Versuche mache. — Kommen Sie doch bald lieber Freund! Ihnen sagt Fidel gewiß, daß ich zu Hause bin.

40. Eine Englische Dogge steht Schildwache.

Auf der vormals Franz Karl Wratislawischen Herrschaft Schönwalde in Böh-

men, wurde im Schlosse ein großer englischer Hund unterhalten, der sich alle Sonntage unfehlbar in der Kirche einfand. Die Hunde der Bauern des Dorfes liefen ihm nach, und so war oft die Kirche mit Hunden angefüllt. An einem der sogenannten Amtstage befahl der Amtmann dem Dorfrichter, den Bauern kund zu machen, daß ein jeder seinen Hund am Sonntage während des Gottesdienstes einsperren sollte. „Es darf kein Hund mehr in die Kirche," sagte der Herr Director mit lauter ernster Stimme. „Daß ich ja keinen Hund mehr erblicke!" Der herrschaftl. Hund lag unter dem Amtstische und hörte dem Befehle aufmerksam zu. Der Sonntag kam. Frühzeitig machte sich der Hund auf, lief im ganzen Dorfe von Einem Hause zum andern, bellte den Bauern in die Fenster, und stellte sich endlich vor die Kirchthüre, wo er wartete, ob nicht etwa ein Dorfhund, ungeachtet des Verbots, kommen würde. Unglücklicherweise erschien einer. Der Schloßhund fiel ihn wüthend an, biß ihn todt, und trug ihn auf die Straße hinaus. So stand er dann alle Sonntage Wache, ohne selbst je wieder das Innere der Kirche zu betreten.

41. Der Pudel des Hrn. v. R... ist treu bis in den Tod.

Man findet die Härte, welche oft Menschen gegen einander ausüben, nicht empörender, und man kann den edlen Abscheu, den man gegen sie empfindet, nicht stärker beleben, als wenn man ihr gegenüber das Bild der theilnehmenden Liebe an einem Thiere wahrnimmt, welches übrigens so tief unter dem Menschen steht.

Wenige Tage vor dem 9ten Thermidor, wurde Herr v. R... von einem Revolutionstribunale in einem nördlichen Departement Frankreichs zum Tode verurtheilt. Er war ehemals eine Magistratsperson, und genoß einer allgemeinen Achtung; man hatte ihm 50 Lieues von Paris einer Verschwörung schuldig befunden, die zu St. Lazaré gar nicht Statt gehabt hatte. Er besaß seit 10 oder 12 Jahren einen Pudel, den er auferzogen hatte, und der ihn nie verließ. Kaum war v. R... ins Gefängniß gekommen, so trieb der Schrecken seine Familie auseinander. Einige begaben sich auf die Flucht; andre waren selbst verhaftet, und nach entfernten Gefängnissen gebracht; seine Bedienten wurden abgedankt; in seinem verödeten Hause wurde alles versiegelt; seine Freunde verließen ihn oder verbargen sich; alles war todt

für ihn auf der Welt; seine Verfolger und sein Hund blieben ihm allein. Diesen Hund hatte man im Gefängnisse nicht aufnehmen wollen. Er war nach dem Hause zurückgekehrt, und hatte es verschlossen gefunden: er nahm seine Zuflucht zu einem Nachbar, der ihn aus Liebe zu dem Gefangenen zitternd und heimlich, in der beständigen Besorgniß, seine Menschlichkeit möchte ihn auf das Schaffot führen, aufnahm.

Jeden Tag, um die nähmliche Stunde, gieng der Hund aus, und legte sich vor die Thür des Gefängnisses. Er blieb dort eine Stunde liegen, und kam dann wieder zurück. Seine Beharrlichkeit rührte einen der Gefangenwärter, und der Hund sah seinen Herrn wieder. Es kostete Mühe, ihn diesmal zu entfernen; indessen bringt ihn der Gefangenwärter hinaus, und der Hund kehrt nach seiner Wohnung zurück. Er kommt den folgenden Tag, er kommt alle Tage wieder; alle Tage wird er eingelassen; er leckt die Hand seines Freundes, blickt ihn an, leckt sie noch einmal, und begiebt sich dann von selbst fort.

Der Tag erscheint, da das Urtheil gesprochen werden soll. Der Hund dringt durch die Menge, durch die Wache bis in den Gerichtssaal, legt sich zwischen die Füße des unglücklichen Mannes, und es scheint ihm zu ahnden, daß er ihn jetzt

auf immer verlieren soll. Die Richter verurtheilen diesen Mann, und zwar in Gegenwart seines Hundes. Man führt den Verurtheilten nach dem Gefängniß zurück; diesmal entfernt sich der Hund nicht. Die entscheidende Stunde schlägt, das Gefängniß wird geöffnet; der Unglückliche tritt heraus; der erste Gegenstand, den er vor sich sieht, ist sein treuer Hund; dieser sucht die Hand, ach! die Hand die seine Liebkosungen nicht mehr erwidern wird. Er folgt dem Zuge, das Eisen fällt, der Herr stirbt, nicht aber die Zärtlichkeit des Hundes. Man trägt den entseelten Körper fort, er begleitet ihn; die Erde nimmt ihn auf, er bleibt über ihm auf der Erde liegen.

Dort brachte er die erste Nacht, den folgenden Tag, und die zweite Nacht zu. Inzwischen vermißt ihn der Nachbar, sucht ihn, ahndet seine seltne Treue, erräth den Zufluchtsort, findet ihn dort, gewinnt ihn durch Liebkosungen, bringt ihn zurück, und giebt ihm zu fressen. Eine Stunde nachher entwischte der Hund, und begab sich nach seinem Lieblingsorte. Drei Monathe verstrichen. Jeden Morgen kam er, um seine Nahrung zu hohlen; den übrigen Theil des Tages blieb er über der Asche seines Herrn liegen. Aber mit jedem Tage sah man ihn trauriger, magerer und hinfälliger, und sich allmählig seinem Ende na-

hen. Man legte ihn an die Kette und hoffte, ihn dadurch von seiner Gewohnheit abzubringen. Vergebens! Die Natur läßt sich nicht zwingen. Er machte sich los, lief fort, erreichte das geliebte Grab und wollte es jetzt nicht wieder verlassen. Umsonst versuchte man, ihn zurück zu bringen; er setzte sich zur Wehre. Man brachte ihm zu fressen; er fraß nichts mehr. Vier und zwanzig Stunden lang sah man ihn seine geschwächten Kräfte anstrengen, um die Erde auszugraben, die ihn von den Ueberbleibseln des Mannes trennten, den er so sehr geliebt hatte. Er legte sich fast neben ihm nieder, und sank in den tiefen Schlaf der Zerstörung. (Journ. Frankreich 1798.)

42. Die treuen Wächter: Liline, Mimi und Titi.

Heinrich III. wendete jährlich hunderttausend Thaler an Vögel und Hunde. Unter andern hatte er drei kleine Lieblingshunde; welche er in einem, mit einer prächtigen Kette an seinem Halse aufgehangenen Körbchen trug. So ging er dann in seinem Zimmer umher, und hatte ein großes Vergnügen, wenn er mit diesen kleinen Thierchen allein seyn konnte.

Liline, Mimi und Titi, welche man mit

großen Kosten von Smirna gebracht hatte, waren außerordentlich niedlich, schön und anhänglich. Man hatte sie abgerichtet, Schildwache zu stehn, und zur Bewundrung schön verrichteten sie dies Geschäft. Bei dem Bette zu Heinrichs Kopf gelagert, hielten sie einen Theil der Nacht Wache, indem sie mit zwei Pfoten an der Wölbung, die ihnen statt Schilderhauses diente, sich aufrecht hielten. Eine Pfeife, deren Ton diese kleinen Thiere sehr gut kannten, diente, die Stunden der Wache zu ordnen. So wie der Wachhaltende den silbernen Schall, der den glücklichen Moment der Ruhe ihm verkündigte, hörte, biß er den schlafenden Kammeraden, welchen in der Reihe das Wachen traf, ins Ohr. Dieser erwachte plötzlich, und jener führte nun seinen andern Kammeraden auf. So lößten Liline, Mimi und Titi einander ununterbrochen bis an den Morgen ab; und nie hat der König eine wachsamere und treuere Leibwache gehabt.

Es ist bekannt, daß ein Priester Namens Clemens, von Paris nach St. Cloud, wo Heinrich der Dritte sich aufhielt, kam, um ihn meuchelmörderisch umzubringen. Da der Priester in das Kabinet des Königs eingeführt wurde, um ihm einen Brief zu überreichen, der dem Frevel zum Vorwande dienen sollte, erhob

sich Liline aus seinem Wachhaus gegen ihn, und verrieth das boshafte Vorhaben des Bösewichts; denn dies kleine, sehr sanftmüthige Thier, das niemanden Leid zufügte, fieng ganz zornig zu bellen an, und wollte beißen.

Der König ließ, wider seine Gewohnheit, die Hunde in ein benachbartes Kabinet bringen; Liline wurde wüthend, und bellte noch stärker. Da bekam Heinrich zwei große Dolchstiche in den Unterleib, und fiel in seinem Blute schwimmend darnieder *).

43. Ein Jagdhund stirbt aus Gehorsam.

Nach einer langen und beschwerlichen Jagd kam ein Holländischer Förster ermüdet nach seiner Wohnung; in der Eile wirft er sein Wildbret in ein Gemach bei der Küche, macht die Thür zu, und schließt, ohne daran zu denken, seinen Hund mit ein. Eines Auftrags halber, dessen er sich entledigen mußte, reisete er gleich nach seiner Rückkehr fort und blieb fünf Tage lang abwesend.

Bei seiner Zuhausekunft fragt man ihn, ob

*) Mem. de Mont. P. 6.

er kein Wildbret habe? er läuft zu dem Gemache — und sieht seinen Hund hingestreckt, ohne Bewegung und Leben, da liegen. Nichts gleicht des Försters Schmerz! zu spät denkt er daran, daß dies gelehrige Thier, entkräftet von Müdigkeit, und gepeinigt von wüthendem Hunger, bei der Rückkunft von der Jagd nichts zu fressen bekommen habe; und daß er die unfreiwillige Ursache seines Todes sey. Denn unangerührt sieht der Förster auf einer entfernten Tafel die Rebhüner und Kaninchen, wie er sie hingelegt hatte; und es brachte ihn zur höchsten Verzweiflung, daß dieses Thier lieber sterben, als das neben ihm liegende verbotene Wildbret auch nur anrühren wollte.

44. Ein Hund hilft seinem Herrn ein Ungeheuer erlegen *).

In den Jahrbüchern der geistlichen Johanniter von Jerusalem lieset man eine ächte Heldenthat, folgenden Inhalts:

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ließ sich an dem nördlichen Ende der Insel

---

*) Deodats Leben. Th. 2.

Rhodus eine Schlange von ungemeiner Größe blicken.

Die von dieser fürchterlichen Schlange angerichteten Verwüstungen, lassen sich nicht berechnen. Männer, Weiber, Kinder, Heerden, Lastthiere, alles wurde ihre Beute. Eine Menge Ritter kamen, sie zu bekämpfen und zu erlegen; aber von allen, die es wagten, sie anzugreifen, kam nicht ein Einziger wieder zurück. Der Großmeister sah sich deshalb genöthigt, bei harter Strafe alle künftige Versuche, dieses Ungeheuer zu erlegen, zu verbieten; weil auch die furchtbarsten Helden diesem unüberwindlichen Unholde ihr Leben opfern mußten.

Die Menschenliebe und der Ehrgeiz aber spornten einen braven Johanniter, Namens Deodat von Gozon, einen jungen Mann von zarter Leibesbeschaffenheit aber erhabenem und starkem Geiste, an, noch einen Versuch zu machen. Da er richtig schloß, daß gegen einen Feind dieser Art gewöhnliche Waffen zu schwach seyn würden, erfand er folgendes Hülfsmittel: Er ließ von geschickten Künstlern eine Schlange, der, welche die Rhoder beunruhigte, fast in allem gleich, aus Pappe verfertigen; versah sich mit zwölf Bullenbeißern von guter Art, und diese führte er alle Tage gegen die nachgemachte Schlange, welche er;

durch gewisse Mittel, zusammenfallen, und vor- und rückwärts schreiten ließ.

Nach zweijähriger Uebung gieng Deodat an einem Morgen zu seiner gewagten Ausführung. Auf einem vortrefflichen Pferde, gut geharnischt, bewaffnet mit einer spitzen Lanze, und in Gesellschaft von seinen zwölf Hunden, gieng er gerade auf die gefährliche Höhle los.

Auf das erste Geräusch, daß er machte, erwachte die Schlange; sie verließ ihr Lager, zerstückelte auf den ersten Angriff fünf Hunde, und erhob sich nun gegen den Ritter selbst. Gozon ließ sich durch diesen Angriff nicht aus der Fassung bringen; muthig hält er seine Lanze vor, und trifft so gut, daß er seinem Feinde eine starke Wunde beibringt. Solcher Angriffe nicht gewohnt, und zum erstenmal getroffen, kommt dieser in eine fürchterliche Wuth; er springt auf, füllt die langen Falten seines Körpers aus; entsetzlich zischt er, steht ganz aufrecht, und erscheint in der Luft als eine große abgehauene Eiche.

Bei dieser furchtbaren Erscheinung bäumt sich das Pferd des Ritters, prallt vor Schrecken zurück, wirft seinen bügellosen Reuter zur Erde, und flieht. Die Schlange schießt auf Gozon los, der sich mit Geschicklichkeit dem fürchterlichen Grimme der Schlange entwindet. In demselben

Augenblick stürzen die übrigen sieben Hunde mit Ungestüm auf die aufgerichtete Schlange los, sie beißen sich von allen Seiten ein und reißen ihr große Stücken aus Haut und Fleisch. Von einer andern Seite bringt der Ritter ihr kräftige Lanzenstöße in Kopf und Bauch bei.

Drei ganzer Stunden lang stritt Gozon zu Fuß. Sein Tod schien unvermeidlich; allein er wollte sein Leben theuer verkaufen. Seine Kräfte verließen ihn, und ohne die Geschicklichkeit und den Muth des einen seiner Hunde, Namens Ohnefurcht, wär' es in diesem ungleichen Kampfe um ihn geschehn gewesen. So wie sich die Schlange gegen Deodat erhob, auf welchen sie hauptsächlich losgieng, sprang der beherzte Hund an ihre Brust, biß sich mit den Zähnen ein, und blieb so mit dem Gewichte seines ganzen Körpers hängen.

In diesem glücklichen Augenblicke sammelt Deodat alle Kräfte, schwingt seine Lanze mit beiden Händen bis zu hinterst des weit geöffneten Rachens, und stößt sie diesem ungeheuern Thiere fast ganz in die Lunge, zieht ein großes Schwert, von dem er noch keinen Gebrauch gemacht hatte, und tödtet mit zahllosen Hieben dies kriechende Ungethüm.

Man legte dem Sieger den Namen „Her-

kules der Rhoder" bei, nicht minder beschei- den aber, als tapfer, sagte dieser Held: „Mein Hund Ohnefurcht war es, der mich aus der Gefahr rettete, ohne ihn war ich verloren."

Von Einem Ende der Insel Rhodus bis zum andern führte man Ohnefurchten nebst der ge- häuteten Schlange; und Herolde riefen dem er- staunten, frohen Volke zu: „Das ist Ohnefurcht, des Großherrn Hund, Besieger der Schlange!"

45. Ein Spitz nimmt einem diebischen Hunde ein seiner Aufsicht anvertrau- tes Stück Fleisch wieder weg.

Folgende Handlung eines Hundes verdient der Vergessenheit entrissen zu werden: Ein schwar- zer Schäferhund oder Spitz, der seit mehrern Jahren das Amt eines Wächters bei den ihm anvertrauten Heerden treu verwaltete, besaß ne- ben andern guten Eigenschaften auch die, daß er sich mit seiner schwarzen Brodsuppe und den aus der Küche abfallenden Sporteln begnügte, und nie etwas anrührte, was ihm nicht zukam, dieß auch von andern Thieren nicht duldete. Es wurde im Jahre 1784 ein Kalb auf dem Hofe geschlach- tet. Spitz wartete ruhig, bis man ihm seine Ge-

Gebühr davon zuwerfen würde, und beschäftigte sich indessen damit, die Schweine, Hühner und Enten, bis auf eine gewisse Weite von dem Schlächter entfernt zu halten. Dieser hatte die 4 Füße des Kalbes neben einander unter den Schlachtbock gelegt, während daß er die Viertel zertheilte. Da nun der Spitz einmal mit Nachdruck auf das zudringliche Hofvieh losfuhr, und es davon jagte, kam indessen sein College, ein artiger Dachshund, nahm einen von den vier Füßen, und lief mit seiner Beute davon, ohne daß es der Fleischer gewahr wurde. Der Spitz kam zurück, sah bald den Fleischer bald die drei Kalbsfüße ganz erschrocken an, drehte sich überall um und witterte mit der Nase, bis er den saubern Dachs mit dem gestohlnen Gute in einer Ecke des Hofes erblickte. Wie ein Pfeil fuhr er auf ihn zu, faßte ihn beim Genick, schüttelte ihn zusammen, und nahm den Kalbsfuß und legte ihn ehrlich wieder zu den drei übrigen *).

---

*) Für die Wahrheit dieser Erzählung, nach allen Umständen, kann ich Bürge seyn, da ich sie aus dem Munde seines Herrn gehört habe, der in der ganzen Gegend als ein braver Mann bekannt ist. Der Verfasser der Deutsch. Zeitung für die Jugend 1784.

46. Ein Dogge freuet sich, Kinder, die ein Wolf bedrohete, gerettet zu haben.

In dem harten, so merkwürdigen Winter von 1709, wo das Getraide, die Weinstöcke, Oliven und Fruchtbäume in Frankreich erfroren, raubten die Wölfe entsetzlich auf den Dörfern und fielen selbst die Menschen an. Eins dieser wilden Thiere kam durch ein Fenster in eine Waldhütte zu Orte, bei Angouleme.

Zwei Kinder, das eine von sechs, das andre von acht Jahren, hatten sich niedergelegt, und harrten ihrer Mutter, welche Holz holte, um ihnen ein wenig einheitzen zu können. Da der Wolf keinen Widerstand sah, sprang er auf das Bett, und suchte seine Beute zu verzehren.

Von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, verkrochen sich die Kinder tief unter die Decke. So nahe dem Fleische, nach dem ihm lüstete, ohne es erreichen zu können, begann das Thier, die Decke und das Betttuch mit den Zähnen zu zerreißen.

Während der wüthende Wolf die Kinder suchte, kam noch zur rechten Zeit ein ungeheurer Dogge zurück, welcher die Mutter begleitet hatte. Der Hund hatte die Fährte des Wolfs auf hundert

Schritt vom Hause gespürt, gegen welches die Bäuerinn, vom Reisig beschwert, langsam hingieng. Mit der größten Schnelligkeit lief der Hund hinzu; wie ein Löwe springt er hinein, und stürzt auf seinen Feind, der sich plötzlich in einen dunkeln Winkel verbirgt. Er packt den Meuchelmörder bei der Kehle und erwürgt ihn.

Man denke sich den entsetzlichen Zustand der Mutter bei ihrer Rückkehr; sie sieht einen Wolf ausgestreckt auf der Erde liegen, den Hund voll Blut, ihr Bett zerrissen und ihre Kinder nicht mehr . . . . Der Hund, der die Unruhe seiner Frau zu ahnden scheint, läuft mit großer Bekümmerniß zu ihr hin; dann wieder zu dem Bette, steckt den Kopf zu verschiedenen Malen unter die Betten, und scheint ihr dadurch sagen zu wollen, daß sie hier das Liebste wieder finden könne.

Die Frau naht sich weinend dem Bette und zieht zitternd die Kleinen hervor. Sie erholten sich bald von ihrem Schrecken und erzählten, wie der Wolf hereingekommen wäre und sie im Bette gesucht, und wie der treue Hund sie von dem Ungeheuer befreiet hätte. Der Dogge war hierauf vergnügt, und liebkos'te die Kinder fast eben so sehr, wie die Mutter selbst.

47. Gasparin meldet seinem abwesenden Herrn, daß Diebe in sein Haus eingebrochen sind.

Ein armer Pächter in der Gegend von Compiegne arbeitete mit seinen Kindern auf dem Felde. Seine Frau war auf einen benachbarten Markt gegangen. Das Haus stand leer, und blos ein kleiner Hund, Gasparin, bewachte es.

Die Abwesenheit des Hausherrn benutzten drei desertirte Soldaten. Sie erbrachen die Hausthür dieser braven Leute, schlugen aus einer mit Leinen gefüllten Kiste den Boden, und durchsuchten sie von oben bis unten, in der Hoffnung, Geld darin zu finden.

Gasparin, der kleine Wächter, sprang unbemerkt zum Fenster hinaus, lief zu seinem Herrn und bellte von weitem. Dieser ungewöhnliche und entfernte Besuch; das wiederholte Heulen, und der unruhige Ton dieses Thiers, wurde dem Arbeiter verdächtig. Er eilte daher zu Hause, fand die Diebe, nahm ihnen die Beute wieder ab und überlieferte mit Beihülfe seiner Nachbaren Einen von ihnen den Gerichten.

48. Besonnenheit eines durstigen Hundes.

der Kranich, äsopische Fabel!

Eins der merkwürdigsten Beispiele von den Einsichten des Hundes erzählt Herr Hofrath Zimmermann: Ein durstiger Hund sahe Wasser in einem engen und hohen Gefäße. Es stand aber in demselben so niedrig, daß er mit dem Kopfe nicht bis an dasselbe hinunter reichen konnte. Er fing an, Steine in das Gefäß zu werfen, und das Wasser stieg. Er fuhr daher so lange fort, das Wasser auf diese Art zum Steigen zu bringen, bis es zu einer ihm bequemen Höhe heraufgestiegen war. Jetzt soff er, mit sichtbarer Freude über seine Verfahrungsart. Der Eigenthümer versicherte, daß sich dieselbe auf eigenes Nachdenken gründe, und nicht etwa ein bloßes Kunststück sey, wozu man Hunde abzurichten pflegt.

49. Ein Hund ruft Hülfe für seinen in Todesgefahr befindlichen Herrn herbei.

In der Grafschaft Schaumburg, Hessenschen Antheils, gieng im November des Jahres 1795 ein Schuhmacher, in Begleitung seines Hundes, in eine benachbarte Stadt, um Leder zu kaufen. Da es schon Abend wurde, äußerte der

Kaufmann Bedenklichkeit darüber, daß er so spät zurückgehn wolle, und rieth, er möchte die Nacht in der Stadt bleiben; allein der Schuhmacher versicherte, daß er sich auf seinen Hund sicher verlassen könne. Darauf besuchte er noch ein Wirthshaus und gieng im Dunkeln aus der Stadt. Er nahm seinen Rückweg seitwärts über eine Wiese, in welcher seit kurzem (was er nicht wußte) viele neue Graben gezogen waren, und wodurch der vorige Weg einige Abänderungen erlitten hatte. Weil er sich nun nicht zu finden wußte, kehrte er wieder um und stürzte mit seiner Last in eine am Anfange der Wiese befindliche aufgemauerte Schleuse. Darin lag er zum Theil im Wasser und so, daß er sich nicht zu helfen wußte. Er würde auch ohne Zweifel umgekommen seyn, wenn nicht sein treuer Hund sein Retter geworden wäre. Dieser machte ein so lautes und ungewöhnliches Geheul, daß eine nicht weit davon stehende Schildwache, dadurch aufmerksam gemacht, nun auch das Aechzen eines Menschen zu hören glaubte und es ihren Kammeraden anzeigte. Diese kamen mit einer Laterne, suchten, und fanden den Schuster unter seiner Last schon ganz erstarrt. Sie zogen ihn aus der Schleuse heraus, brachten ihn in ihre geheitzte Wachstube, wo sie ihn entkleideten und bewirkten, daß der Mann sich erholen und am

andern Morgen gesund und munter nach Hause gehn konnte. Daß der Schuhmacher zunächst dem Hunde sein Leben zu verdanken habe, erkannte er mit lebhafter Freude und vergalt diesen Freundschaftsdienst seinem Hunde so lange er lebte mit einer solchen Behandlung, als sie dieses treue Thier mit Recht verdiente.

50. Ein Pudel rettet unaufgefordert ein in's Wasser fallendes Kind und zeigt dieß seinem Herrn an.

Mein *) seeliger Vater hatte einen großen, schwarzen Pudel, der an Treue, Willigkeit und Gelehrigkeit wenig seines Gleichen hatte. Er war unermüdet, so oft man es wollte, in's Wasser zu gehn und hineingeworfene Sachen wieder herauszuholen. Er besaß die Tugenden der Treue in dem Grade, daß er wol verdiente, dem Gellertschen Phylax an die Seite gestellt zu werden. Nachstehende wahre Geschichte mag das Andenken dieses merkwürdigen Thiers erneuern. Ungefähr in den Jahren 1726 — 1729 reiste mein Vater nach Gatersleben, um daselbst mit mehrern

*) Des G. R. Hrn. v. Göcking.

königl. Räthen u. s. w. einer Kommission beizuwohnen. Der treue Hund war wider seines Herrn Wissen ihm nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Pudel in den Saal, suchte seinen Herrn und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei demselben an. Der Herr befahl seinen Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen, dieser aber drohte den Bedienten zu beissen, kehrte wieder zu seinem Herrn, bellte ohne Aufhören, zerrte denselben am Rocke, als wollte er ihn vom Stuhle reißen u. s. w. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen: jetzt sey für ihn nicht Zeit zu essen, vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war und aus seiner großen Geschäftigkeit etwas Unerwartetes vermuthete, aufstand und dem Pudel folgte. Sobald dieses geschah, war der Hund still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens, vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit hinunter in's Wasser und schwamm auf einen Sandberg zu, der von der auslaufenden Küchengosse entstanden war. Während dieser Zeit

erblickte die Gesellschaft unweit des Ufers ein kleines Mädchen, welches mit Weinen und Händeringen erzählte: ihr dreijähriger Bruder sey von der Brücke heruntergefallen; der große, schwarze Hund, welcher auf der Brücke gelegen habe, sey sogleich hinterhergesprungen und habe ihren Bruder todt gebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als man dahin blickte, sah der Hund nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl: weil es aber zu bedenklich schien, dem Pudel die Ueberbringung des Kindes zu befehlen, wozu er sich sehr bereitwillig zeigte, so wurde ihm von seinem Herrn zugerufen: Kusch! worauf sich derselbe neben dem Kinde niederlegte, und dasselbe so lange in einem fort beleckte, bis es mit einem Kahn abgeholt wurde. Es war unverletzt, er hatte es bloß an den Kleidern gefaßt, und es wurde bald völlig wieder hergestellt.

51. Eines treuen Hundes Benehmen bei der Hinrichtung seines Herrn.

Solin, ein Geschichtschreiber, der zu Anfange des ersten Jahrhunderts lebte, hat uns einen schönen Zug von der Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn, Sulpitius, aufbewahrt. Dieser unermeßlich begüterte Mensch wurde eines Verbrechens halber, welches man aber nicht wei-

ter angegeben findet, zum Tode verurtheilt. Verlassen von seinen Freunden, verrathen von Verwandten, die nach seinem Reichthum lüstern waren, hatte er, während einer langen Gefangenschaft keine andre Gesellschaft, als einen großen und starken Hund.

Nach manchen Leiden und Verdruß, die grausamer noch als harte Gefangenschaft waren, wurde Sulpitius zum Tode verurtheilt. In diesem schrecklichen Augenblicke fand er nirgends Trost, als bei diesem treuen Thiere; denn von allen seinen sonstigen Freunden kam keiner, der ihm ein Wort des Trostes bei seinem letzten Seufzer mitgebracht hätte.

Man führte Sulpitius auf den Richtplatz. Da der Hund das traurige Schicksal, welches seinem Herrn drohete, noch nicht kannte, blieb er ruhig bei ihm auf dem Blutgerüste. Da er aber den Kopf unter dem Streiche des Beiles fallen sah, wurde er wüthend, sprang an den Nachrichter hinauf und wollte ihn zerfleischen; man lockte den Hund an sich, besänftigte ihn, und das Volk forderte sogar, daß man ihm zu fressen gebe.

Nach Sitte der Römer jener Zeit, wurde der Körper des Hingerichteten in die Tiber geworfen: der Hund stürzte sich zu gleicher Zeit hinab und verfolgte ihn. Man bemerkte sogar, daß er

unter den Körper seines Herrn schwamm und sich bemühte, ihn auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, und daß er verschiedene Male versuchte, ihn ans Ufer zu ziehn.

52. Ein Pudel in Dessau holt Brodt und Semmel ein.

Herr ꝛc. K... zu Dessau besitzt einen Pudel, der in Absicht derjenigen Semmel, Zwiebacke ꝛc. welche täglich für den Familienbedarf von dem nicht ganz nahe wohnenden Becker eingeholt werden müssen, den vollkommensten und treuesten Diener macht. Man hält ihm ein eignes, seiner Größe angemessenes, Körbchen mit einem Henkel; legt das Geld, wofür er dieses oder jenes einholen soll, in diesen Semmelkorb, und zwar, je nachdem Zwieback, Semmel oder andre Bäckerwaaren verlangt werden, in eine eigene Gegend des Korbes, die der Bäcker, ihrer Bedeutung nach, laut Verabredung kennt. Kaum kann der Pudel den Augenblick erwarten, wo man ihm den Korb mit dem Gelde übergiebt. Er faßt den Henkel desselben zwischen den Zähnen, hält den Kopf steil in die Höhe und — geht seiner Straße zum Bäcker. Dieser, dem er sich, wenn man ihm nicht gleich aufpaßt, auf mehr als Eine Art zu

erkennen giebt, legt die verlangte Waare anstatt des Geldes in den Korb; der Pudel ergreift ihn ungesäumt und eilt nach Hause, ohne jemals das Geringste von dem ihm Anvertraueten aufzunaschen.

Begegnet ihm mit seiner Waare ein furchtbarer Hund, so nimmt er bei Zeiten einen Umweg und weicht der Gefahr aus. Stößt ihm ein weniger furchtbarer Gegner auf, welchem er die Spitze zu bieten sich getraut, so setzt er den Korb vor sich hin, erwartet den Angriff und wehrt sich, mit unverwandtem Blicke nach seinem Korbe, seiner Haut. — Kehrt er endlich nach wohl ausgerichtetem Geschäfte zur Herrschaft zurück, so stellt er den Korb vor die Frau vom Hause hin, freuet sich sichtbar des vollendeten Tagewerks und verzehrt die ihm dann zuerkannte Belohnung aus dem Semmelkorbe, als wüßte er's, daß der Genuß nach erfüllter Tagespflicht doppelt süß ist.

53. Ein Hund zeigt an, wo sein verunglückter Herr im Schnee verborgen liegt.

Im J. 1789 rettete ein Hund seinem Herrn, dem Sulzer Johann Schurer zu Laisingen, auf folgende Art das Leben. Dieser war mit dem

Hunde nach einem benachbarten Städtchen gegangen, und hatte daselbst mehr Wein getrunken, als er ertragen konnte. Bei der Rückkehr nach Hause taumelte er unglücklicherweise in einen Graben hinein. Da er nicht wieder aufstehn konnte, gab sich der verlegene große Hund alle Mühe, seinen Herrn mit den Zähnen herauszuziehn; aber umsonst. Hierauf lief er nach Hause, zerrte des Sulzers Sohn beim Kleide, winselte, lief vor das Haus und gab deutlich zu verstehn, daß er ihm folgen solle. Diesem ahndete der Vorfall und er folgte dem getreuen Führer, der ihn auch an gedachten Graben brachte, wo der Vater im tiefen Schnee steckte, den er halb todt herauszog und wieder zum Leben brachte.

54. Ein Hund läßt sich durch eine 50 Meilen weite Entfernung nicht abhalten, seinen Herrn aufzusuchen.

Die Allgemeine Litteratur-Zeitung *) erwähnt eines merkwürdigen Hundes, der von Leipzig nach Warschau mitgenommen wurde, und nach Verlauf eines halben Jahres von selbst

*) Nr. 76. am 7ten März 1799.

wieder nach Leipzig zu seinem vormaligen Herrn zurückkam.

55. Ein Hund bettelt sich Geld, um Kuchen dafür zu kaufen.

Eines andern Hundes erwähnt das obengedachte Blatt, der sich auf einem Kaffeehause von den Anwesenden Geld zusammenbettelte, und es sogleich zur Kuchenfrau trug, um Backwerk dafür in Empfang zu nehmen.

56. Drache schützt seinen Herrn gegen fünf Räuber *).

Dryden, der berühmte englische Schauspieldichter, liebte die Fußreisen, und in Tagen der Muße entfernte er sich zuweilen fünfundzwanzig bis dreißig Meilen von London, um die benachbarten Schlösser zu besuchen, wo man ihn mit jener Auszeichnung aufnahm, welche dem Talente und den feinen Sitten gebührt.

Da es nichts Seltenes ist, auf den Straßen von England dienstbare Geister anzutreffen, wel-

*) Hamilton, Theil 2. Seite 17.

che die Bürde der Reisenden zu erleichtern sich bemühn, so führte unser Schauspieldichter einen großen Jagdhund, Nahmens Drache, bei sich. Eines Morgens, da er, Lord Harley zu besuchen, durch Gehölz gieng, sprach ihn ein Bettler um ein Almosen an; er gab ihm einen Schilling. Ein zweiter Bettler macht die nähmliche Forderung und erhält die nähmliche Beisteuer; da erscheint noch ein dritter mit dem Bettelsacke, und auch er erhält einen Schilling. Endlich hinken noch zwei andre Bettler mit langen, weißen Bärten und hölzernen Füßen, stumm auf Krücken daher; die Räuber machen laut lachend Zeichen von Bangigkeit, indem sie die Hüthe ziehen und daraus zwei gute Stücken Geld fallen lassen.

Dryden sieht sich um, indem setzt einer der vorgeblichen Stummen ihm ein Pistol auf die Brust und redet ihn sehr vernehmlich an: „Die ganze Börse, oder ....“ In der Miene lag so viel Ausdruck, daß Dryden ohne Weigerung die Börse hingab. Der andre Stumme, der die Sprache auch wieder erhält, fragt, welche Zeit es sey; der Reisende versteht ihn und überläßt ihm seine Uhr.

Diese Umstände setzen unsern Schauspieldichter in große Verlegenheit; da aber bei der Ueberlegenheit seiner Feinde ihm wenig Wahl übrig

bleibt, so entschließt er sich, lieber sein letztes Kleidungsstück, als sein Leben hinzugeben. Bald befand er sich in dieser harten Verlegenheit; da die drei andern Räuber ihm befahlen, seine Taschen zu leeren, seinen Oberrock abzuziehn, und alles, was er bei sich habe, herzugeben.

Dryden fügt sich auch hierein; allein mit einem Souvenir in Gold gefaßt und mit Gemählden geziert, die ihm lieb sind, macht er eine Ausnahme. Mit einer Stimme aber rufen die Räuber: „God dam! wir müssen Alles haben!"

Bei diesen Worten faßt der erzürnte Reisende schnell den Entschluß, sein Leben zu wagen, um die unschätzbaren Bildnisse seiner vollendeten Gattinn und eines seit wenigen Monathen erst gestorbenen Sohnes, zu erhalten. „Spitzbuben!" rief er ihnen zu, „nicht eher sollt ihr diese Kleinode haben, als wenn ihr mir das Leben genommen habt! Auf, Drache!" So wie dies Thier abgerichtet war, blieb es, so lange kein Aufruf an dasselbe ergieng, ruhiger Zuschauer bei der Plünderung seines Herrn. Sobald dieser aber rief, ward er zum Löwen; er stürzte auf die Räuber los. Fünf Pistolenschüsse gehen plötzlich auf ihn hin, die Degen werden gezogen und eine Schlinge dem Hunde um den Hals geworfen, um ihn außer Vertheidigungsstand zu setzen.

Dryden ist verwundet, aber blos an der Hand und nicht gefährlich. Da er die fünf Bettler blos mit Drachen beschäftigt sieht, ergreift er schleunig die Flucht und gewinnt in wenigen Minuten die Heerstraße; er geht in ein Wirthshaus, wo fünf Holzhauer trinken, und erzählt sein Abentheuer, woran jeder sehr thätigen Antheil nimmt. „Was mir vorzüglich Sorge macht,“ sagt Dryden, „ist ein sehr werthes Kleinod und auch mein Hund. „Wohlan denn,“ erwiderten die mit großen Stangen bewaffneten Holzhauer, „wir gehen hin. Hals und Beine wollen wir den Spitzbuben brechen!“

Der herzhafte Haufe machte sich auf den Weg. Kaum hatte er dreihundert Schritt gemacht, als Drache erschien. Er war mit Wunden bedeckt und blutete stark; ein Degenheft stach ihm in der linken Schulter, und ein Ueberrest des Strickes hieng ihm noch um den Hals. Bei diesem Anblick ergreift seinen Herrn die Wuth, und er athmet nichts als Rache. Das arme Thier liebkoset ihn, und scheint durch sein Nachgehn ihm anzukündigen, daß die Räuber überwunden sind, und er die ihm gestohlnen Sachen wiedererhalten könne.

Als er auf den Kampfplatz kam, wie groß war Drydens Erstaunen! Zwei der Banditen

lagen todt hingestreckt, der dritte ganz entstellt von seinen Wunden, und die beiden andern waren beschäftigt, ihre Kammeraden zu plündern und schnürten ihre Bündel. Sie warfen ihre Krücken und den Stelzfuß auf die Seite und entflohn ins Dickigt. Weiter konnten sie aber nicht kommen; denn die Holzhauer holten sie bald wieder ein und der Galgen wurde der gerechte Lohn für ihr Verbrechen.

So konnte ein einziger Hund fünf bewaffnete Menschen bezwingen. Aber nicht lange überlebte der muthige Drache diese glorreiche That: er starb einen Monath darauf, nicht an den Pistolenschüssen, obschon er fünf Kugeln in den Leib bekommen hatte, sondern an einer Geschwulst unter dem Halse, welche durch das Reiben des Strickes verursacht war, womit die Räuber ihn hatten erdrosseln wollen.

57. Ein Hund in Rom leitet einen blinden Bettler.

In Rom war ein Hund abgerichtet, einen blinden Bettler zu führen, ihn an die Häuser seiner Wohlthäter zu bringen und ihm die Gabe zu überreichen, die ihm von den Fenstern heraus auf die Straße geworfen wurde. Er blieb allemal an

den Häusern, wo die Almosen gereicht wurden, pünktlich stehn und wich den Wagen aus, auch dann, wenn er für sich Platz genug hatte, vorbeizugehn, um auch seinen Herrn in völlige Sicherheit zu setzen.

58. Eine Hündinn beschämt manches Weib in Ausübung der Mutterpflichten.

Herr von Bismark, Erb- und Gerichtsherr auf Uengelingen in der Altmark, hatte um das Jahr 1797 eine Hündinn, die in den Wochen, wo ihre mütterlichen Brüste einige Säuglinge ernährten, einmal ihren Herrn, als er auf die Jagd gieng, begleitete. Sie entdeckte bald die Spur eines Wildes, welches sie unaufgefordert so eifrig verfolgte, daß Herr v. Bismark sie bald ganz aus dem Gesicht verlor. Erst als dieser die Jagd für dießmal beendet hatte, und nach Hause zurückkehrte, fand sie, höchst erhitzt und athemlos, sich wieder ein. In diesen Augenblicken wollten die saugenden Jungen, die der Wiederkehr der Mutter sehnlich geharrt zu haben schienen, heißhüngrig über die mütterlichen Brüste herfallen. Die sehr erhitzte Hündinn aber entfernte sich schüchtern von ihren Lieblingen und verkroch sich absichtlich so lange, bis sie sich allmählig ab-

Naturwissenschaftlicher Verein
Passau e. V.

gekühlt und nun wieder eine für ihre Säuglinge unschädlichere Milch hatte.

Wer sagte dieser Hündinn, daß sie, ganz erhitzt, ihren Jungen nicht sogleich die Brüste verstatten dürfte, ohne sie zu vergiften? —

Und beschämt nicht diese zärtliche Hündinn manche Mutter unter uns Menschen, die nach einem gehabten Verdruß ihren Säugling an die Mutterbrust legt und — vergiftet?

59. Geisteskraft eines Spitzes.

In dem Sächsischen Städtchen N—z lebte ein Acciseeinnehmer, der einen Hund besaß, dessen Dienste viel zu seines Lebens Erleichterung beitrugen. Es war ein Spitzhund. Gewöhnlich bediente er sich beim An- und Ausziehen dieses treuen Dieners, der ihm Schuhe, Pantoffeln und andre Kleidungsstücke zutrug. Er kannte alle Hausgenossen bei Nahmen, und befahl ihm sein Herr, jemanden aus dem Hause zu holen, und nannte ihm den Nahmen der Person, so ruhte der Hund nicht eher, als bis er sie traf, zog sie beim Kleide und leitete sie so zum Herrn. War sein Herr in der Expedition, so brachte er demselben von den Leuten, die vor der Thür standen, die Bü-

cher, und nach geschehener Eintragung in dieselben, nahm er sie und stellte sie dem Eigenthümer wieder zu.

Sein Herr geht einst über Land, und verliert von seinem Stocke den elfenbeinernen Knopf. Lange wird er es nicht gewahr; als er es aber sah, wies er dem Hunde den mangelhaften Stock, redete ihm freundlich zu, und gab besonders durch Mienen seine Verlegenheit zu erkennen. Der Hund sieht ihn an, indem er aufmerksam seinen Auftrag vernimmt, läuft fort und bringt den Knopf, ganz mit Erde überzogen. Wie der Herr den Knopf auf den Stock passen will, sieht er, daß noch ein kleiner silberner Ring, welcher gleich unter dem Knopfe gesessen hatte, fehlt, und von neuem zeigt er dem Thiere den Stock, deutet mit dem Finger auf die Stelle, die sonst der Ring eingenommen hatte, und redet ihm noch freundlicher zu. Genau besieht der Hund den Stock, blickt bald diesen, bald den Herrn an, läuft endlich fort, und bringt in einiger Zeit auch den Ring.

60. Ein Hund rächt eine ihm beigebrachte Wunde.

Ich war mit dem Baron von Rackwitz im Jahre 1731 zu Angers auf der Akademie *), wo wir unsre Wohnung vor dem Thore hatten. Einst blieb ich spät n der Stadt, und ging erst Nachts um Ein Uhr ganz allein nach Hause. Der Stadtpförtner öffnete mir das verriegelte Pförtchen, und wünschte, daß mir der Stadthund (ein Gespenst, welches, der Sage nach, um Mitternacht da zu wandern pflegte,) nicht begegnen und mich erschrecken möchte.

Mein Weg führte mich über den Wall, der neben dem verfallnen Stadtgraben hinläuft, und nur einige Schritt breit ist. Kaum war ich etwa hundert Schritt darauf gegangen, so fand ich etwas Schwarzes queer über den Weg liegen; diese Erscheinung, dachte ich, ist entweder der spukende Stadthund, oder ein Betrunkener. Ich rief, aber es erfolgte keine Antwort. Ich näherte mich, konnte aber nichts erkennen. Einen andern Weg hatte ich nicht, ich zog daher meinen Degen, um auf jeden Fall zur Vertheidigung bereit zu seyn,

---

*) Gedanken über die Seele des Menschen, auf Erfahrung gegründet. Bd. 2.

stach auch, um zu untersuchen, leise darauf. Aber kaum hatte der, dem Anscheine nach schlafende, Hund, die Degenspitze gefühlt, und sogleich eilte er heulend und schreiend davon.

Des Morgens darauf gehe ich, wie gewöhnlich, gegen eine benachbarte Mühle spatzieren. Auf einmal fällt, zu meiner Verwunderung, des Müllers mir wohlbekannter Hund mich grimmig an. Noch nie war dies geschehn; denn ich war bei ihm sehr wohl gelitten. Der Müller war eben vor dem Hause, wunderte sich über das sonderbare Betragen des Hundes, und suchte ihn zuzück zu halten; indem fiel mir das nächtliche Abentheuer wieder ein. Wir besahn den Hund, und fanden, daß er am rechten Schenkel leicht verwundet, und also der nähmliche Hund war, der die vorige Nacht, um Ein Uhr unter der schadhaften Schwelle des Stadtthors durchgegangen seyn mußte, und der das unfreundliche Betragen, welches ich ihm in der Nacht erwies, mir mit gleicher Unfreundlichkeit am Tage vergelten wollte.

61. Ein Hund rapportirt aus der Themse einen untersinkenden Knaben.

Der kleine Sohn eines Themse-Schiffers spielte an der Wassertreppe von Cherrygardens

mit einer großen Neufundländischen Dogge in seines Vaters Boot. Kind und Hund fielen über Bord. Der Knabe versank gleich tief hinab. Leute, die es vom Ufer sahn, warfen Steine auf den Ort, wo der Junge gesunken war. Das kluge Thier, welches gewohnt war, aus dem Wasser zu rapportiren, tauchte sogleich hinter den Steinen her, brachte aber den fast leblosen Knaben herauf, welcher durch die gehörigen Bemühungen gerettet wurde.

62. Hunde überlisten das Krokodill *).

Man erzählt von den Hunden in Neuspanien folgende Verstellung: Die Krokodille lieben daselbst, wie in Egypten, ganz besonders das Hundefleisch, und um ihre Begierde zu befriedigen, stellen sie den Hunden unaufhörlich nach. Diese aber wissen sich durch eine bewundernswürdige List von der Gefahr zu befreien. Indem sie über's Wasser hinübersetzen wollen, fangen sie an einem Orte des Gestades zuvor an zu bellen, um alle Krokodille dahin zu ziehn, und laufen alsdann schnell nach einem andern Orte um durchzuschwimmen.

---

*) Hist. des Voyages.

63. Außerordentliche Witterung eines Hundes.

Ein Edelmann — erzählt Boyle — hatte durch einen seiner Bedienten einen Spürhund besonders abrichten lassen, und wollte eine Probe mit ihm anstellen. Der nähmliche Bediente mußte sieben Meilen weit nach einer Stadt gehn, woselbst Markttag war. Einige Zeit nach seiner Abreise ließ der Edelmann den Hund laufen, und schickte hierauf einige Bediente zu Pferde nach, welche ihm, jedoch unbemerkt vom Hunde, folgen mußten, wohin er ging. Unterweges begegneten dem Hunde viele Menschen, welche zum Markte gingen. Er ließ sich aber in seiner Spur durch nichts irre machen, und kam endlich in die Stadt, lief durch die Gassen derselben, bis an das Haus, wo der Bediente, der ihn abgerichtet hatte, in dem obersten Stockwerke saß, ohne daß die nachgeschickten Leute etwas davon wußten. — Wie viele tausend Geruchstäubchen von alle den Menschen, welche zu Markte reiseten, berührten nicht die Nase dieses Hundes auf seinem langen Wege! Dennoch wußte sie der Hund von denenjenigen aufs Genaueste zu unterscheiden, die von den Fußstapfen seines Lehrers zurückgeblieben waren.

64. Ein Bullenbeißer giebt einem Fremden im Schwarzwalde sicheres Geleit und läßt sich dafür Geld geben.

Der ehemalige berühmte Schauspieler Winter war einmal vor seiner Gesellschaft vorausgegangen, um in einer gewissen Stadt Quartier für sie zu besorgen, und mußte durch eine Ecke des Schwarzwaldes. Als er in ein darin gelegenes Wirthshaus kommt, trifft er daselbst viele Menschen an, die ihm verdächtig vorkommen; und nach einigen Minuten überzeugt er sich, daß er sich unter Räubern befindet. Nun hält er einen längern Aufenthalt im Wirthshause für eben so gefährlich, als das Weggehn; doch entschließt er sich zum letzteren und eilt, so schnell als möglich diesen gefährlichen Menschen zu entkommen. Nach einigen Minuten begegnet ihm ein Mann, der schon durch sein Ansehn, noch mehr aber durch einen ihn begleitenden großen Bullenbeißer, den armen Wandrer in die größeste Angst versetzt. Indessen faßt er Herz, den Fremden anzureden, und erfährt nun, daß er den Nachrichter eines benachbarten Orts vor sich habe. Seine Angst verliehrt sich; er gewinnt sogar Zutraun und bittet den Fremden, daß er ihn eine Viertelstunde begleiten möchte. Der Nachrichter schlägt

ihm für seine Person das Gesuch ab, giebt ihm aber seinen Hund nebst der Versicherung mit, daß ihm niemand einiges Leid zufügen solle. Zugleich erhielt der Hund von seinem Herrn einige bedeutende Winke, und der letztere geht seine Straße weiter: der Bullenbeißer aber nimmt mit einem besondern Ernst Besitz von seinem Posten, indem er immer einige Schritte vor dem bangen Wanderer hergeht, und verrichtet sein Amt getreuer, als mancher menschliche Führer; denn er brachte seinen Schutzbedürftigen glücklich bis ans Ende des Waldes. Der frohe Gerettete hält es für billig, seinen getreuen Wegweiser zu belohnen, und reicht ihm ein Stück Semmel hin, welches der Hund aber nur kaltsinnig beriecht, ohne es anzunehmen. „Undankbar möcht' ich doch nicht gern seyn, am wenigsten gegen dich gutes Thier," rief jetzt der Schauspieler, und hielt dem Hunde seine einzige Baarschaft, ein Vierkreuzerstück vor. Der Hund nahms in seine Schnautze, machte rechtsum und lief in vollem Rennen den gemachten Weg zurück.

65. Hundeklugheit und Hundetreue.

Ein Straßenräuber trieb in England sein Handwerk auf eine Art, wie es wol noch nicht

leicht einer seines Gleichen getrieben haben mag. Er hatte nähmlich einen großen Hund abgerichtet, auf einen von ihm erhaltenen Wink Personen, die ihm begegneten, zu berauben, ohne daß der Herr selbst ein Wort dabei reden, oder auch nur im mindesten selbst Hand anlegen durfte. Einst begegnete dieser Räuber einem reisenden Handlungsdiener, vor dem er ganz ruhig vorbei ging. Aber kaum war er einige Schritte von demselben entfernt, als der Hund, der seinem Herrn auf dem Fuße nachfolgte, schnell umkehrte, und wüthend auf den Handlungsdiener lossprang. Anpacken und niederreißen war Eine Handlung des Hundes. Dem zu Boden geworfnen Menschen riß das gierige Thier Rock, Weste und Beinkleider auf, und raubte ihm alles, was er von Werth bei sich hatte. Alsdann lief er eben so schnell, als er gekommen war, mit der Beute davon, um wieder zu seinem Herrn zu gelangen, der während des Kampfes immer weiter fortgegangen war.

Aber ohne abgerichtet zu seyn, flößt den Hunden oft die Treue gegen ihren Herrn den Muth ein, fast ganz ein Gleiches zu thun. Man hat der traurigen Beispiele viele, daß ein, bei einem scherzhaften Streite guter Freunde, gegenwärtiger Hund auf den, der in Spaß seinen Herrn angriff oder schlug, lossprang und ihn schrecklich zer-

biß, so daß ihn sein Herr selbst kaum von weitern Verletzungen zurückhalten konnte. Aber nicht selten haben auch wirklich solche Hunde ihren Herrn auf diese oder jene Art aus großer Gefahr befreit. Hardie, der Sohn eines Kaufmanns in der Stadt Glosgow in England, wurde, als er sich des Abends, von seinem Hunde begleitet, spät nach Hause begab, auf der Straße von einem Räuber angefallen, der mit einem großen Knüppel bewaffnet war. Er griff ihn an die Brust, gab ihm einen Schlag auf den Kopf, und forderte Geld und Uhr. Der erschrockne junge Mensch griff schon nach beiden, um es ihm darzureichen, als sich sein treuer Begleiter ins Mittel schlug, den Räuber bei der Gurgel faßte, zu Boden riß und ihm einige Bisse versetzte. Er schien gleichsam seinen Herrn zu ermuntern, noch ein Mehreres zu thun. Allein dieser, froh, sich befreit zu sehn, nahm den Knüppel des Räubers, der sinnlos da lag, und einen Stock, den der Räuber hatte fallen lassen, und gieng eiligst davon. Sein Hund setzte den Kampf fort, folgte aber hernach auch seinem Herrn bald, und brachte zum Siegszeichen in der Schnauze ein Stück von des Räubers Weste mit, in deren Unterfutter eine Guinee, (ein Sechsthalerstück) eingenäht gefunden wurde. Diese Beute aber war noch nicht alles; denn der

Stock hatte einen schönen Knopf und inwendig eine Degenklinge. — So spaßhaft jetzt der Ausgang für den jungen Hardie war; was würde sein Schicksal gewesen seyn, ohne die Hülfe dieses treuen Hundes? —

66. Ein Hund verräth Macaire, den Mörder seines Herrn.

Bei den Städtchen Nemours und Mondargis steht ein sehr altes Schloß von Karl V. An einem der Kamine ist in halberhabener Arbeit der Zweikampf zwischen einem Menschen und einem sehr großen Hunde vorgestellt, der in Gegenwart vieler Zuschauer 1371 den 8ten October vorgefallen ist.

Ein Hofjunker Karls V., Ritter Macaire, wurde über einen seiner Kammeraden, Aubey von Montdidier, eifersüchtig, weil er bei dem Könige in großen Gnaden stand. Er legte ihm allerlei, aber vergebliche, Schlingen. Endlich traf er ihn einmal im Walde, und da er nichts als einen Windhund am Stricke führte, ermordete er seinen vermeinten Feind, und vergrub ihn auf der Stelle in die Erde.

Hierauf gieng er an den Hof zurück, weil er glaubte, daß ihn niemand verrathen könnte. Der

Begleiter des Ermordeten, sein treuer Hund, blieb indeß so lange auf seines Herrn Grabe liegen, bis ihn der Hunger nöthigte, nach Paris zu laufen, wo er sich bei seines vorigen Herrn Freunden einfand, sich satt fraß, und dann eilfertig wieder mit einem besondern Geheul in den Wald zum Grabe eilte. Da er dieses öfter that, so erregte es Aufmerksamkeit, und es wurden einige dadurch veranlaßt, ihm nachzuspüren.

Sie fanden ihn im Walde an einem Orte, wo die Erde frisch aufgegraben zu seyn schien. Man entdeckte den Leichnam des Ermordeten bald, niemand aber hatte die allergeringste Vermuthung auf den Mörder.

Ein Verwandter des Entleibten nahm den treuen Hund zu sich, und als er seinen neuen Wohlthäter einmal auf einem Spaziergange begleitete, erblickte er unter der adelichen Armbrustschützengarde des Königs den Mörder. Voll Wuth schoß er auf ihn zu, und sprang ihm nach der Kehle. Man jagte zwar den treuen Rächer durch Prügel weg; aber er kam immer wieder und suchte den Mörder beständig auf, und fiel ihn an, wo er ihn fand. Daher fieng man endlich an, auf Macaire den Verdacht des Mordes zu werfen. Der Adel, der diesen Hund kannte, entdeckte dem Könige die Sache, welcher darauf

befahl, daß sich alles am Hofe versammeln, und den Verdächtigen unter dem großen Haufen verbergen solle.

Der Hund wurde hierauf in aller Stille herbeigebracht; aber den Augenblick fand er aus allen den Mörder heraus, und fiel ihn unter einem gräßlichen Gebelle und Geheule mit verdoppelter Wuth an, gleichsam als wenn er Rache vom Könige forderte.

Der König erstaunte, und ließ den Ritter allein vor sich kommen, stellte ihm die stärksten Gründe des Verdachts vor, und redete ihm gütig zu, die Wahrheit zu gestehn. Allein aus Furcht vor der Strafe leugnete er hartnäckig, daher der König bewogen wurde, nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten, die Entscheidung auf einen Zweikampf ankommen zu lassen, in welchem Gott die Wahrheit entdecken würde.

Es wurde daher, wie das Bild zeigt, auf der Insel lieben Frauen zu Paris ein runder Platz mit einem Geländer umfaßt, und für den König und den Hof ein offnes Pavillon — zu beiden Seiten mit Trompeterchören — aufgerichtet. Auf diesem Platze erschienen die beiden Kämpfer: der Hund und Macaire.

Nach dem Bilde war der letztere mit einem Panzerhemde versehn, und hatte in der Linken

einen

einen Schild, und in der rechten einen großen Prügel, den Kopf aber bloß. Der unbeschirmte aber herzhafte Hund hatte keine andre, als seine natürlichen Waffen. Im Nothfall hatte man zu seiner Erholung eine Tonne ohne Boden auf den Platz gerollt. Dieser tapfere Hund erwartete den Anfall seines Feindes nicht, sondern stürzte rasend auf ihn zu. Damit er aber vor dem Prügel sicher wäre; so sprang er eine geraume Zeit immer um ihn herum, bis er seine Gelegenheit ersah, ihm an die Gurgel sprang, und ihn so gut faßte, daß er ihn zu Boden riß.

Nun schrie der Missethäter um Gnade, und versprach, alles zu bekennen. Als der Hund weggebracht war, gestand er, daß er in keines andern, als dieses Hundes Gegenwart die That begangen habe, — und empfing für diesen grausamen Mord seinen verdienten Lohn.

67. Türkische Pferde werden ohne Schläge erzogen und äußerst zahm.

„Nichts“ sagt Busbeck, „ist zahmer, als die türkischen Pferde. Ich habe gesehn, als ich durch Pontus, oder den Theil Bythy-

niens, der Axilon genannt wird, nach Kappadocien reisete, wie die Bauersleute für die neugebornen und zarten Füllen Sorge trugen, sie hätschelten, in ihre Häuser führten und streichelten; daß man denken sollte, sie hätten ihre Kinder vor sich. Die Kinder der Bauern, die dazu gesetzt sind, auf sie Acht zu haben, erzeigen ihnen nicht weniger Freundlichkeit. Sie schlagen sie niemals mit dem Stocke, außer in der äußersten Nothwendigkeit. Daher hegen sie aber auch große Liebe für den Menschen, und werden nicht beißig und widerspenstig. Die Türken finden ihr Vergnügen darin, sie so zahm zu machen, daß sie nach Befehl knieen, und den Reuter so aufsteigen lassen; daß sie mit dem Maule einen Stock, eine Keule oder einen Säbel, von der Erde aufnehmen und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen sitzt; und wenn sie dieses gelernt haben, legen ihnen die Türken silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Kunst. Ich habe dergleichen gesehn, die, wenn ihre Herren heruntergefallen waren, auf der Stelle stehn geblieben sind. Einige liefen um den Stallknecht herum und standen still, so oft er es befahl; andre kannten die Stimme ihres Herrn so genau, daß, wenn er im obersten Stockwerk des Hauses speisete, die Pferde die Ohren

spitzten um die Stimme ihres Herrn zu verneh-men, und wieherten, wenn sie sie hörten *)."

68. Hengste, als Beschützer ihrer Familien **).

Die Araber haben eine Art Pferde, die, nach ihrer Meinung, ursprünglich von der Stuterei des Königs Salomo abstammen. Einige Zweige dieser Pferderace haben die Klugheit, daß sie, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und kraftlos werden ihren Reuter zu tragen, sich wegbegeben, um ihn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reuter ab, so bleiben sie bei ihm stehn, und wiehern bis er Hülfe bekommt. Schläft er auf offnem Felde ein, so wiehern sie, wenn sie einen Räuber erblicken.

Die Tataren und Kalmucken lassen ihre Pferde-Tabunen oder Heerden frei herumlaufen; tausend Heerden mischen sich nicht untereinander, und von der jungen Zucht geht nichts verloren;

---

*) Gislenii Busbequii, omnia quae exstant. Dresdae 1689. 12.

**) Müllers Sammlung Russischer Geschichten. Th. 9.

gleichwol laufen diese Pferde ohne Aufsicht herum. Wenn ein Tatar eine solche Heerde anlegt, zeichnet er einige Stuten und ein paar Hengste, und daran kennt er sein Eigenthum. Die Hengste sind die Aufseher dieser Heerden. Sie halten sich immer an den Seiten auf, daß kein Stück sie verlassen kann. Sehen sie fremde Heerden, so treiben sie ihre eignen in einen Haufen zusammen, und stellen sich an die Spitze. Ebendasselbe thut auch die andre Heerde, die ihnen entgegenkommt; und nun kämpfen die Hengste miteinander, bis sie müde oder verwundet werden; dann verlassen sie einander mit ihren Heerden. Läßt sich ein Geräusch hören, so laufen die Hengste auf Anhöhen, und beobachten alles genau. Auf diese Weise können die Heerden sich weder vermischen, noch einzelne Stücke davonlaufen.

Pallas erzählt dasselbe von den Kirgisischen Pferden *). „Sie werden" sagt er, „in Tabunen getheilt, und haben nur Einen Hengst bei einer solchen Tabune; die andern Hengstfüllen werden gewallacht. Der Tabun-Hengst steht der Heerde als Hirt vor, und hält sie beisammen.

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, in einem ausführlichen Auszuge. 1776. 8. 1 Th.

Wenn eine Stute aber die Heerde verläßt, und Umgang mit einem andern Hengste hat, so leidet er sie nicht mehr in seiner Heerde." Derselbe Verfasser erzählt auch von wilden Pferden, die sich ebenfalls in Heerden, von 5 bis 20 Stück und darüber, zusammenthun; und diese Heerde besteht aus Stuten, Füllen, und einem Hengste. Wenn die Hengstfüllen heranwachsen, jagt der alte Hengst sie von der Heerde, und man sieht sie einzeln weit hintennach folgen, bis sie stark genug sind, sich selbst eine Heerde junger wilder Stuten zu schaffen. Diese Pferde sollen einen so starken Geruch haben, daß sie, mit dem Winde, einen Menschen meilenweit spüren können.

69. Ein einzelnes muthiges Roß kämpft mit heißhungrigen Wölfen, und erlegt drei derselben *).

Wegen der Unsicherheit der Reisenden und der Fuhrleute, während der Zeit des ganz Deutschland verheerenden dreißigjährigen Krieges, pflegten die Frachtfahrenden sich zahlreich zu vereinigen,

*) Lehmanns historischer Schauplatz. Abth. XII. Cap. I.

um durch gemeinschaftliche Wehr und entschlossene Vertheidigung den überall zerstreueten sogenannten Mäusepartheien gewachsen zu seyn.

Einer von diesen Fuhrleuten hatte ein Pferd, welches in allen Ställen Händel anfing, um sich schlug und biß. Sein Herr selbst war nicht sicher dabei, und hatte oft mit seinen Kammeraden deshalb Ungelegenheit. Als einst dieser vereinigt mit andern Fuhrleuten gegen Abend an einem Gebürge und hohlen Wege von einem Haufen heißhungriger Wölfe angefallen wurde, mit welchen sie lange zu streiten hatten, und die sich nicht ohne Beute abweisen lassen wollten, so wurden die Fuhrleute einig, demselben Fuhrmanne sein Pferd zu bezahlen, um es den Wölfen preis zu geben, welcher es auch nach dem Vergleich sogleich ausspannte. Die hungrigen Wölfe machten sich sogleich an diese Beute, das Pferd aber schlug um sich, riß aus und gieng waldein, die Fuhrleute eilten indeß in Sicherheit, und freuten sich bei dieser Gelegenheit, ein unbändiges Roß aus ihrer Mitte entfernt zu sehn.

Abends, da sie in dem Wirthshause zu Tische sitzen, klopft etwas an, und da eine Magd die Oberthür aufmacht, reckt das Pferd den Kopf hinein. Die Magd erschrickt, schreiet überlaut, und ruft die Fuhrleute herbei: diese freuten sich

sehr, den heldenmüthigen Ueberwinder dreier Wölfe, zwar sehr verletzt, aber doch seinem Herrn getreu, zu erblicken; und vergaben ihm von dieser Zeit an gern seine übrigen bisher verübten Unarten.

70. Eine Heerde Pferde im Hannöverischen heben in einer Wassersnoth ihre Füllen in die Höhe, damit dieselben nicht ersaufen.

Die Insel Krautsand, ein zum Amte Wischhafen gehöriges, von der sogenannten Süd- und Nord-Elbe umgebnes, herrschaftliches Pertinenz, hat mit ihren Bewohnern zur Zeit der Springfluthen und widrigen Winde in einem Tage nicht selten mehrmals das Schicksal, völlig unter Wasser gesetzt zu werden.

Das Wasser war im Monat April 1794 eines Tages so schnell in die Höhe gestiegen, daß die auf der Weide mit ihren jungen Füllen sich befindenden Pferde plötzlich in tiefem Wasser standen. Sie zogen sich mit wiehernden Stimmen in einen engen Bezirk zusammen, und in dieser Versammlung schienen sie gleichsam folgende kluge Maaßregel, als das einzige Rettungsmittel ihrer jungen, schon halb im Wasser stehenden Füllen zu

beschließen, an deren Ausführung auch einige alte Rappen, bei denen kein mütterliches Interesse die Triebfeder seyn konnte, Theil nahmen.

Es hatten nähmlich allemal zwei alte Pferde ein junges Füllen, durch ihr beiderseitiges Zusammendrängen, dergestalt zwischen sich aufgeklemmt, daß dieses kleine Thier ganz über die Oberfläche des Wassers emporgehoben wurde.

Alle in der Nähe befindlichen Ochsen und Kühe hatten sich bereits flott gemacht, und richteten, eine jede zusammengehörende Kolonne für sich, ihr Steuer nach ihren Wohnungen. Aber diese edlen Rosse standen mit ihren lieben Bürden in unerschütterlicher, muthvoller Beharrlichkeit unbeweglich, bis nach 6 Stunden, da es wieder Ebbe ward, das Wasser allmählig anfieng, sich zu verlaufen, und auf solche Art ihre Lieblinge gerettet waren.

Die in Kähnen herbeigeeilten Bewohner des Krautsandes sahn dieses sonderbare Manövre, welches ihre schönen Füllen vom unvermeidlichen Tode rettete, mit Wohlgefallen an, und jeder, der die Begebenheit erfuhr, bewunderte die Klugheit ihrer Pferde.

71. Ein Pferd hilft seinem trunkenen Reiter aus dem Steigbügel.

Ein junger Norwege lieh häufig ein Pferd von einem in seiner Gegend wohnenden Bauer und ritt dasselbe, seines guten Ganges wegen, sehr gern. Nachdem er sich in der Folge außer seinem Vaterlande niedergelassen hatte, besuchte er einmal seine Familie wieder. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch den oben erwähnten Bauer, und fragte nach seinem Pferde. Der Bauer sagte ihm, das Pferd wäre todt, und weinte, indem er dieses sagte. Da jener sich nach der Ursache seiner Betrübniß über den Tod des Pferdes erkundigte, gab der Bauer die folgende davon an. Er war nähmlich auf diesem Pferde eines Tages nach der Stadt geritten, und dort so gut bewirthet worden, daß ihm der Kopf für den übrigen Theil des Körpers zu schwer war, daher er denn auf dem Rückwege nicht sonderlich fest im Sattel saß. Das Pferd richtete seinen Gang so viel als möglich nach den Umständen des Reiters ein; da es aber zu einer lehmigten Anhöhe kam, welche, weil es geregnet hatte, glatt und schlüpfrig war, konnte es keine so sichere Schritte mehr thun, und der Mann fiel seitwärts herab, wobei er mit dem einen Fuße im Steigbügel hangen blieb. Das Pferd

stand gleich stille und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um seinem Herrn loszuhelfen: aber vergebens. Endlich, nachdem es den Mann eine Weile betrachtet hatte, wie er mit dem Kopfe auf der Erde lag und sich nicht mehr helfen konnte, bückte es sich und faßte die Spitze seines Hutes, den es auch wirklich aufhob, welcher aber dem Manne vom Kopfe glitt, so daß dieser nach wie vor liegen blieb. Hierauf packte das Pferd mit seinen Zähnen den Rock des Mannes in der Gegend des Halses an und hob ihn so weit in die Höhe, daß er den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam. Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst hatte der Bauer das Pferd so lange leben lassen, als es konnte, und dasselbe im Alter auf's Beste gepflegt.

72. Ein Füllen rettet zärtlich ein Kalb.

Die Kuh eines Schenkwirths bei Salfort, nicht weit von Bath, kalbte; ihr Kalb, ein sehr schönes Thier, fiel zufälligerweise in einen Graben, und die Kuh konnte es nicht herausziehn. Ein Füllen, das seit einiger Zeit mit der Kuh auf einem nahen Felde geweidet hatte, faßte das Kalb behutsam bei den Ohren, und legte es vor die

Kuh. Seit der Zeit faßte das Füllen eine solche Neigung zu dem Kalbe, daß Vorübergehende mit Verwundern bemerkten, wie dieses von demselben mehr geleckt, gekraut und geliebkoset ward, als von der Mutter. Um das Kalb zu entwöhnen, trennte es der Eigenthümer von der Kuh, und that diese nebst dem Füllen auf ein Feld am Flusse Avon. Die Kuh vermißte bald ihr Kalb, und schwamm queer über den Fluß, um es aufzusuchen, und ihr folgte das Füllen. Als die Thiere beide vergeblich umher gewandert waren, schwamm das Füllen wieder zurück und die Kuh folgte ihm. Der Besitzer entschloß sich, diese drei Thiere nie zu vereinzeln.

73. Rachsucht eines verschnittenen Hengstes.

Der Abt Prevost erzählt folgendes Beispiel von der Rachsucht und dem Gedächtnisse der Pferde. In dem Flecken Grumblin, nicht weit von Dublin, hatte ein Herr sein Pferd verschneiden lassen, das eins der schönsten, aber auch so schwer zu regieren war, daß man dieß Mittel für nöthig hielt, um seine Unbändigkeit zu mäßigen. Man hatte ihm die Augen nicht genug verbunden, so, daß es den Operateur sehn konnte. Nach mehreren Tagen, da das Pferd noch die Schmerzen

des Schnitts fühlte, und den Operateur in den Stall kommen sah, zerriß es wüthend seine Halfter und gieng mit solcher Heftigkeit auf seinen Feind los, daß es ihn in einer Minute, zertreten und zerrissen, todt auf die Erde hinstreckte.

74. Zwei Pferde käuen einem dritten, welches das Futter nicht mehr zermalmen kann, den Hafer.

Hr. Rittmeister Boussanella, vom Kavallerie-Regimente Beauvilliers, erzählt *) folgende ausserordentliche Thatsache. „Einem Pferde von meiner Compagnie wurden auf einmal alle Zähne so stumpf, daß es weder Hafer noch Heu mehr kauen konnte. Dieses Pferd wurde zwei Monathe lang von den beiden Pferden, die neben ihm standen, und mit ihm aus Einer Krippe frassen, ernährt; sie käueten nähmlich Heu und Hafer, und legten es ihm hin. Die ganze Compagnie, Officiere und Gemeine, (setzt der Verfasser hinzu,) war Zeuge von dieser Begebenheit.“

*) In seinen Observations militaires; verglichen mit Dictionn. d'anecdotes. Art. Instinct des Animaux.

75. Treue Anhänglichkeit einer Katze an ein Kind.

Eine Katze war mit einem der Kinder des Rektors Zimmermann in Thorn zugleich auferzogen worden, und lebte mit demselben in dem freundschaftlichsten Verständnisse. Das Kind wurde krank, und die Katze wich Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Es starb, und sie verließ die Leiche nicht eher, als bis man diese zur Erde bestattete. Das Thier war sehr traurig und verkroch sich in einen Winkel, wo es auch bald darauf starb.

76. Eine Katze ist die Beschützerinn eines Sperlings.

Hr. Hecart, zu Valenciennes, hatte eine wilde Katze so zahm gemacht, daß sie die Beschützerinn von einem Sperling wurde, den Hr. H. aufgezogen hatte, und dem er seine vollkommene Freiheit ließ. Eines Tages überfiel nähmlich eine Katze aus der Nachbarschaft diesen Sperling und wollte mit ihm davon; allein in diesem Augenblicke wurde es die wilde Katze gewahr, fiel über sie her und nahm ihr den Sperling ab, den sie dann ganz blutig und halbtodt Hrn. H. brachte. Sie

schien wirklich über den traurigen Zustand des Sperlings sehr gerührt zu seyn, welchem Hr. H. bald wieder zu seiner Genesung verhalf.

77. Katze und Hund, im Verhältniß zärtlicher Freundschaft.

Ich *) hatte eine Katze und einen Hund, die einander so lieb gewannen, daß eines ohne das andre nicht seyn konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert seyn, daß auch die Katze, seine Freundinn, ihren Antheil davon erhalten würde. Sie aßen friedlich aus Einer Schüssel, hatten ein gemeinschaftliches Bette, und promenirten täglich in Gesellschaft. Ich wollte diese dem Scheine nach so intime Freundschaft auf die Probe stellen, und nahm eines Tages die Katze allein auf mein Zimmer, indeß ich den Hund in einer andern Stube bewachen ließ. Ich bewirthete die Katze auf das beste; denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Kumpan, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Die Katze

*) Wenzel, Entdeckung über die Sprache der Thiere.

fraß mit voller Begierde, und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, davon ich mir die Hälfte zum Abend aufbewahren wollte. Meine Frau deckte einen Teller darüber, und stellte den Braten in einen Wandschrank, ohne die Thür desselben abzuschließen. Die Katze entfernte sich. Ich nahm Stock und Hut und gieng aus. Meine Frau saß im Nebenzimmer und arbeitete. Als ich wieder nach Hause kam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte eiligst das Speisezimmer verlassen und sich zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiedenen Tönen miaute, welches der Hund zuweilen mit einem einsylbigen Bellen beantwortete. Hierauf giengen beide nach dem Zimmer, wo die Katze zu Gaste war, und warteten so lange an der Schwelle, bis die Thür geöffnet wurde. Eins von meinen Kindern öffnete sie. In einem Nu waren die beiden Freunde in der Stube. Das Miauen der Katze machte meine im Nebengemache arbeitende Frau aufmerksam; sie stand von ihrem Sitze auf, gieng leise an die halb geöffnete Thüre und beobachtete, was vorgieng: die Katze führte den Hund zu dem Schranke, worin sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüssel deckte, herab, langte den Braten hervor, und brachte ihn dem

Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sich beide, und sahen mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war der erste, der die Thür aufmachte, und schüchtern liefen zwischen meinen Füßen Katze und Hund hindurch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Wahrscheinlich hat die Katze dem Hunde durch ihr Miauen zu verstehn gegeben, welch' eine herrliche Mahlzeit sie gehabt, wie sehr es ihr aber auch leid gethan habe, daß sie selbige ohne ihn genießen mußte. Wahrscheinlich hat sie ihrem Lieblinge gesagt, daß sich doch etwas für ihn im Schranke befinde, und ihn beredet, ihr dahin zu folgen. — Von der Zeit an habe ich beide Thiere zu einem besondern Gegenstande meiner Beobachtung gemacht, und mich vollkommen überzeugt, daß eins dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte.

78. Die musikalischen Katzen und der taktschlagende Affe.

Die Katze ist freilich ein sehr eigensinniges Thier, man kann sie aber doch zu verschiedenen Künsten erziehn. Zu Paris sah man das sonderbare

derbare Schauspiel, daß abgerichtete Katzen ein Concert aufführten. Diese Thiere standen in abgetheilten Reihen, und hatten Noten vor sich; in der Mitte aber stand ein Affe, der den Takt schlug. Auf diese regelmäßigen Zeichen machten die Katzen ein Geschrei oder Gemiaue, dessen Verschiedenheit Töne hervorbrachte, die sehr lächerlich waren. Dieses Schauspiel wurde dem Publikum unter dem Nahmen concert miaulant angekündigt.

79. Die treue Katze.

Die Katzen sind fast durchgängig heimtückisch, arglistig und boshaft. Nur sehr wenige Beispiele giebt es von edelmüthigen und treuen Katzen. Einer dieser seltnen Fälle ist folgender. Ein Herr hielt sich eine Katze, die ihm sehr ergeben war. Als er starb und begraben wurde, begleitete sie die Leiche und besuchte noch lange nachher sein Grab.

80. Besondre Aufmerksamkeit einer Katze.

Im Julii 1801 wurde in Paris eine Frauensperson ermordet. Der Friedensrichter und ein Arzt begaben sich dahin, wo der Mord geschehen war, um den Leichnam zu untersuchen. Die todte Frau

lag auf der Erde. Ein Windspiel zu ihren Füssen leckte sie von Zeit zu Zeit und heulte. Bei ihrer Erscheinung stand es auf, bellte nicht, lief auf sie zu und kehrte dann zu seiner Gebieterinn zurück. Sein gesenktes Haupt, sein langsamer Gang, alle seine Züge bezeichneten die tiefste Trauer. Aber oben auf einem Schranke saß in einer Ecke eine Katze fest und unbeweglich. Ihr Blick verrieth Wildheit und Zorn, und war unverändert auf die Erwürgte gerichtet. Schon fanden sich mehrere in dem Zimmer ein: aber weder durch das Zuströmen fremder, ganz ihr unbekannter, Menschen, noch durch das dadurch verursachte Geräusch, noch durch andre Unruhen, ließ sie sich aus der angenommenen Stellung bringen.

Man gieng und kam wieder, und fand die Katze immer so. Unterdessen hatte man die wahrscheinlichen Mörder ausfindig gemacht, und beschlossen, sie hieher zu führen. Dieß geschah. Noch ehe die Katze sie ansichtig wurde, schon bei ihrer Annäherung, wurden ihre Blicke wilder und wüthender; sie verdrehte die funkelnden Augen; ihr Haar sträubte sich empor — und kaum erblickte sie dieselben beim Eintritte in das Zimmer, als sie gräslich auf sie zusprang, ihre grimmigen Augen gegen sie warf, und in dieser Stellung vor ihnen allerlei Zeichen der heftigsten Wuth von sich

gab, aber weiter, vermuthlich wegen der Menge von Menschen, welche sie fürchtete, keinen Angriff auf sie wagte. Sie drehte sich noch einparmal wild gegen sie, und kroch dann traurig in einen Winkel zurück.

Dieß setzte einen Jeden, und die Mörder selbst, in das größte Erstaunen. Letztere wurden dadurch plötzlich und tief erschüttert, und konnten das Geständniß ihrer schrecklichen That fast nicht deutlicher darlegen, als in ihrem Benehmen bei diesem auffallenden Ereignisse. Jedermann glaubte auch gewiß, daß dieß die Mörder seyen, und nicht mit Unrecht. Denn bald ergab es sich aus andern Nebenumständen mit mehrerer Gewißheit.

81. Eine Katze unter der Luftpumpe hindert den Naturforscher, sie unter der Glocke zu tödten.

De la Croix erzählt *) folgenden fast unglaublichen Zug von der Klugheit einer Katze, welche selbst unter der Glocke einer Luftpumpe vor dem nahen und augenscheinlichen Tode sich zu ret-

*) In dessen Taschenbuche für Naturliebhaber.

ten wußte. „Ich sah (erzählt er,) einst einen Naturforscher eine Katze unter die gläserne Glocke einer Luftpumpe setzen, um die klare und sichtbare Wahrheit darzuthun, daß wir ohne Luft und Athemholen nicht leben können. Der Naturkundige hatte schon verschiedene Züge mit dem Pumpenstock gethan. Das Thier, dem in einem Luftkreise, der sich immer mehr und mehr verdünnte, nicht wohl zu werden anfieng, hatte das Glück, gewahr zu werden, wo die Gefahr herkäme. Es setzte seine Pfote auf das Loch, das der Luft den Ausgang verschaffte, und verhinderte auf diese Art, das keine Luft mehr heraus kam. Alle Bemühungen des Naturkundigen waren vergebens, umsonst zog er den Stock an, die Pfote der Katze verhinderte dessen Wirkung; vergebens ließ er wieder Luft in das Gefäß hinein, um das Loch des Bodens zu eröffnen. Denn wenn die Pfote der Katze die Luft fühlte, zog sie dieselbe augenblicklich zurück. Allein bei dem ersten Zuge des Stocks, der sie der Luft beraubte, eilte sie, das Loch wieder zu verstopfen. Alle Zuschauer klatschten dem durchdringenden Verstande dieses Thieres Beifall zu, und man sah sich genöthigt, es zu befreien, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, das weniger Einsichten hatte, und ihnen das grausame Vergnügen verschaffte, alle Grade des Luft-

mangels, die vom Leben zum Tode führen, zu beobachten."

82. Eine Katze verklagt die Magd ihrer Gönnerinn.

Eine Frau v. *** liebte ihr Kätzchen außerordentlich. Das Thierchen schlief mit ihr in Einem Bette, frühstückte mit ihr aus Einer Tasse und ruhte auf ihrem Schooße. Diese so liebevolle Behandlung nahm das Kätzchen mit Dank auf, und schmeichelte seiner Gebieterinn und Freundinn, wo es nur konnte. Eine alte Dienstmagd im Hause, der es wehe that, daß die Katze und nicht sie täglich eine Tasse Caffe bekam, schwur dem Thiere Rache. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Frau erhielt Briefe von ihrem Gemahl aus der Hauptstadt, die sie auf das dringendste dahin riefen. „Ich muß auf einige Wochen verreisen," sagte sie zu der alten Marie, „und übergebe Euch mein Liebstes, was ich habe. Sorgt für das Kätzchen; lasset es an nichts Mangel leiden, gebt ihm täglich seine Tasse Caffe, eine gute Suppe zu Mittag, nicht zu fettes, klein geschnittenes Fleisch, nehmt es mit zu Bett und thut überhaupt dem Thierchen wohl! Ich will erkenntlich seyn." Marie versprach alles,

und gelobte der Frau mit einem Handschlage, daß Mietzchen die besten Tage haben sollte. — Die Frau war beruhigt, drückte die Katze noch einmal an ihre Lippen und an ihr Herz, benetzte sie mit Thränen, legte sie in's Bette, küßte sie noch einmal — und schied von ihrem Lieblinge. „Gebt mir auf's Mietzchen Acht!“ rief sie aus dem Wagen, und fuhr mit beklommner Brust davon. — Wer war jetzt froher, als die alte Marie! Die Kutsche entzog sich nicht sobald ihrem Auge, als sie schon nach dem Zimmer lief, das im Pflaumenbette sanft schlummernde Mietzchen ergriff, und es unbarmherzig zur Thür hinauswarf, mit dem Fuße stieß, das Zimmer abschloß, und sich nicht weiter darum bekümmerte. Die Mittagsstunde rückte heran. Die Katze fand sich wie gewöhnlich ein. Statt Suppe und Braten bekam sie Schläge, mußte im Wind und Regen den ganzen Tag herumlaufen, hatte keine weiche Schlafstelle und keinen Caffe zum Frühstück. Mietzchen verbarg sich auf dem Boden des Hauses und jammerte. Marie that sich bei Caffe und Braten gütlich. — Unversehens kommt die Frau vom Hause zurück. „Wo ist Mietzchen?“ ist ihre erste Frage. „Eben lief mein liebes Kätzchen zur Thür hinaus;“ antwortete Marie. „Seit Ihro Gnaden weg waren, sah ich das arme, gute

Mietzchen nicht lustig. Ich mochte ihm so schön thun, als ich wollte, alles vergebens! Der Caffe schmeckte dem Thierchen nicht, die besten Braten ließ es liegen, und äußerst unruhig schlief es in meinen Armen! — Da kommt es; man sieht's ihm an, daß es sich freuet, Ihro Gnaden zu sehen." So sprach die Alte, und Thränen traten in die Augen der Frau v. ***. Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit hob sie das Kätzchen von der Erde, drückte es an ihren Busen und herzte und küßte es. Die Alte entfernte sich, und nun fieng die Katze zu miauen an. Sie sprang auf den Tisch, wo sie zu frühstücken gewohnt war, und miauete. Sie lief zum Bette, und ihre Töne wurden schneidender und eindringender. Sie wälzte sich an der Thür und verdoppelte ihr Geschrei. Sie zog ihre Gebieterinn am Rocke, führte sie die Bodenstiege hinauf und legte sich da miauend auf dürres Laub hin. Sie lief wieder hinab und in die Küche, wo sie vor der alten Marie stehen blieb und mit einem auf die Frau v. *** gerichteten Blicke ihre tiefen Klagetöne fort modulirte. Frau v. *** verstand die Katze vollkommen. Mietzchens Miauen auf dem Caffetische bedeutete, daß es kein Frühstück bekam. Die Elegie am Bette sagte, daß es hierin nicht geruhet habe. Das Herumwälzen und Geschrei an der Thür ent-

deckte, daß es herausgeworfen und gemißhandelt wurde. Mietzchens Töne oben am Boden des Hauses zeigten an, wie elend es hier die Nächte durchbrachte, und das Heulen vor Marien, klagte diese als die Urheberinn alle des Uebels an.

83. Eine Katze macht den Zuchtmeister eines unartigen Kindes.

Im Jahre 1771, an einem Sommertage, des Morgens, stieß sich die jetzt zu Potsdam verheirathete Madame W., als sechsjähriges Kind, mittelst eines Splitters, an den Fuß, setzte sich mitten in der Stube auf die flache Erde und weinte laut und ungezogen. Man achtete Anfangs nicht auf dieß Weinen, weil man die Veranlassung desselben für unbedeutend, und das Weinen für eine Aeußerung des Eigensinns hielt. Endlich ward die ältere Schwester des Kindes, die noch schlummernd im Bette lag, von dem fortgesetzten Schreien ganz munter, und bemerkte, indem sie eben aufstehen und das Kind beruhigen wollte, daß die sonst ganz zahme und bei den mit ihr spielenden Kindern des Hauses sehr beliebte Katze von ihrem Lager unter dem Ofen aufsprang, auf die Schreiende zueilte, ihr mit der einen Tatze einen derben Backenstreich gab, so, daß das Blut darnach von

der Backe lief, und dann unmittelbar darauf, und ganz kaltblütig, nach ihrer Lagerstätte unter dem Ofen zurückgieng. — Da diese Katze das nicht war, was man falsch nennt, vielmehr, mit den jüngsten Kindern des Hauses groß geworden, diese nie absichtlich gekratzt hatte: so scheint es, als ob sie das ihr lästige und unangenehme Schreien des Kindes durch den ihm dargereichten Backenstreich habe beendigen wollen, um ruhig und ungestöhrt fortschlafen zu können.

84. Besondre List einer Katze.

Es ist in den Klöstern gewöhnlich, die Stunde der Mahlzeit durch eine Glocke anzukündigen. In einem Kloster in Frankreich pflegte die Katze, die daselbst gehalten wurde, auch nicht eher etwas zu bekommen, als bis geläutet wurde. Sie überhörte es niemals. Eines Tages aber, da man sie in eine Kammer eingesperrt hatte, läutete die Glocke für sie vergebens. Als sie nun einige Stunden darnach aus ihrem Gefängnisse befreiet wurde, lief sie hungrig nach dem Orte, wo man ihr Fressen hinzusetzen pflegte, und fand nichts. Den Nachmittag hörte man zu einer ungewöhnlichen Stunde läuten; man lief hin um zu sehn, wer es thäte, und man fand die Katze, welche sich an

den Strick der Glocke angehangen hatte, und selbige, so gut sie konnte, in Bewegung setzte, um eine Mahlzeit für sich auftragen zu lassen.

85. Zwei Katzen retten durch die Anzeige eines bevorstehenden Erdbebens ihren Herrn.

Zu Messina zeigten im Jahre 1783 zwei Katzen eines dasigen Handelsmanns demselben ein nahe bevorstehendes Erdbeben an. Aengstlich suchten diese Thiere vor der ersten Erschütterung sich durch den Fußboden des Zimmers durchzugraben. Da sie sich aber vergeblich bemühten, öffnete ihnen der Hausherr die Thüre. Bei einer zweiten und dritten Thüre, die sie ebenfalls verschlossen fanden, wiederholten sie ihre vorige Arbeit, und da ihnen hierauf alle Freiheit verschafft wurde, so rannten sie gerade auf die Straße und aus der Stadt zum Thore hinaus. Der Handelsmann, welcher aufmerksam wurde, folgte ihnen nach. Auf dem Felde sah er sie abermals wühlen und kratzen. Bald darauf empfand er das starke Beben, sah viele Häuser in der Stadt, nebst dem seinigen einstürzrn und dankte nun seinen Katzen das Leben.

86. Eine Katze erwürgt aus Rachsucht ihren schlafenden Wohlthäter.

Folgendes Beispiel von der Grausamkeit, Falschheit und Undankbarkeit des Katzengeschlechts mag für alle zärtliche Katzenfreunde zur Warnung dienen. Es betrifft einen französischen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen seine Zuflucht nach England nahm. Dieser Prediger hatte seinen Wohnplatz in Canterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischoff daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertraut hatte. Sein größtes und fast einziges Vergnügen war eine große Katze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen, an sich gewöhnt hatte. Er hegte zu diesem Thiere außerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bei ihm waren, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselben Leckerbissen, wovon er speisete.

Herr Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bei diesem Schmause zugegen und vorzüglich diesem zu Ehren wurden die Gäste vortrefflich bewirthet. Die erwähnte Katze des Herrn Mariette hat-

te die großen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehn, und geglaubt, man würde ihr auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft zu kosten geben, als sie es bisher von ihrem Herrn gewohnt war. Allein Herr Mariette war entweder zu beschäftigt, um an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit verbergen. Kurz er begnügte sich diesmai damit, seine Katze zu rufen und ihr ein Stückchen Fleisch über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier nahm diesen Leckerbissen nicht an, und näherte sich seinem Herrn während der Mahlzeit nicht wieder. Gegen vier Uhr verließ man die Tafel. Zwei der Gäste, welche auszuruhen wünschten, wurden von Hrn. Mariette's Bruder in eine Kammer geführt, wo sie auf seinem Bette zwei gute Stunden schliefen. Dem Herrn Wirth gefiel es, ihrem Beispiele zu folgen.

Herr Mariette befand sich mit seinem erzürnten Liebling allein in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, und war auf einem Sopha eingeschlummert. Der Bruder machte unterdessen einen Spatziergang im Garten. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Canterbury mit einem wichtigen

Schreiben an den Prediger. Der Bruder eilte, den Herrn Mariette zu wecken; allein er kam leider schon zu spät; denn sein Liebling hatte ihn erdrosselt! Anfänglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagflusse getroffen seyn. Da er aber die beiden schlafenden Gäste aufgeweckt und herbeigerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht über die Todesart seines Bruders gaben.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schliefe. Der Bruder des Herrn Mariette kam zufälliger Weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in dieser Sache zu verschaffen. Er bat seine beiden Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur um den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogene Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, noch vollends zu erwürgen. Herr Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausa-

me Thier mit seinem Degen; allein sie entkam und hat sich nie wieder sehen lassen.

87. Die Ochsen der Hottentotten.

Der Ochse ist in dem häuslicheu Zustande dumm und phlegmatisch. Sein Gefühl und seine Talente scheinen sehr begränzt zu seyn; aber wir sollten in Ansehung des Genies, und der Fähigkeiten von Thieren in einem Lande, wo ihre Erziehung gänzlich vernachlässigt wird, nicht zu rasch urtheilen. In allen südlichen Provinzen von Afrika und Asien giebt es wilde Bisons oder Buckelochsen, welche jung gefangen und zahm gemacht werden. Man lehrt sie bald, sich ohne Widerspenstigkeit allen Arten von häuslichen Arbeiten unterwerfen. Sie werden so folgsam, daß man sie eben so wie unsre Pferde behandeln kann. Die Stimme ihres Herrn ist schon hinlänglich, sie zum Gehorsam zu bringen, und ihren Lauf zu richten. Sie werden beschlagen, gestriegelt, geliebkoset, und mit dem besten Futter versehn.

Die Ochsen sind die Lieblingsthiere der Hottentotten, die Begleiter auf ihren Lustpartbien, und die Gehülfen bei ihren beschwerlichen Arbeiten. Sie nehmen an den Wohnungen, dem Lager,

und dem Tische ihres Herrn Theil. Da ihre Natur durch die sanfte Erziehung, durch die Art, wie man sie behandelt, und durch die beständige Aufmerksamkeit, die man auf sie verwendet, vervollkommnet wird, so erlangen sie Gefühl und Einsicht, und verrichten Handlungen, die man nicht von ihnen erwarten sollte. Bei Kriegeszüger haben die Hottentotten ansehnliche Trupps dieser Ochsen, die leicht regiert, und, wenn eine gehörige Gelegenheit dazu da ist, von dem Anführer losgelassen werden. Sie stürzen sogleich auf den Feind los, schlagen und stoßen alles mit ihren Hörnern, und treten alles unter die Füße, was sich ihrer Wuth entgegenstellt. Sie laufen wild in die Reihen, bringen sie bald in die größte Unordnung, und bahnen auf solche Art ihren Herren einen leichten Weg zum Siege. Diese Ochsen werden zugleich abgerichtet, die Heerden zu hüten, welches sie sehr geschickt ausführen, und ihre Heerden vor den Angriffen fremder räuberischer Thiere herzhaft schützen. Man hat sie gelehrt, Freunde von Feinden zu unterscheiden, Signale zu verstehn, und den Befehlen ihres Herrn zu gehorchen. Auf der Weide bringen sie bei dem kleinsten Zeichen des Hüters die abschweifenden Thiere zurück, und versammeln sie. Sie greifen alle Feinde wüthend an, und sichern da-

durch den Hottentotten vor Räubern. Diese Thiere kennen jeden Einwohner des Orts, und bezeigen dieselben Zeichen von Achtung gegen die Männer, Weiber und Kinder, die in ihres Herrn Wohnung leben, wie der Hund. Dies Volk kann sich also mit der größten Sicherheit dem Hornviehe nähern und einer gegenseitigen Zuneigung versichert seyn; wollte sich aber ein Fremder, und besonders ein Europäer, diese Freiheit nehmen, ohne sich von einem Hottentotten begleiten zu lassen, so würde es um sein Leben geschehen seyn.

88. Ein ehrgeiziger Elephant züchtigt den, der ihn zum besten hatte.

Ein Elephant zu Versailles schien zu merken, wenn man ihn neckte, und erinnerte sich an die Beleidigung, bis er eine Gelegenheit zur Rache fand.

Ein Mann täuschte ihn, indem er sich stellte, als wolle er ihm Futter in den Mund werfen. Das Thier gab ihm einen solchen Schlag mit dem Rüssel, daß er zu Boden fiel und zwei Rippen zerbrach.

Ein Maler wollte das Thier in einer ungewöhnlichen Stellung malen, den Rüssel in die Höhe, und den Mund offen. Des Malers Be-

diente

diente warf ihm, um ihn in dieser Lage zu erhalten, Früchte in den Mund; gewöhnlich aber stellte er sich nur so. Dies brachte den Elephanten auf; er griff aber nicht den Bedienten an, sondern richtete, als ob er wußte, daß der Maler die Ursache von dieser Täuschung sey, seine Augen auf den Herrn, und sprützte aus seinem Rüssel eine solche Menge Wassers auf ihn, daß das Papier, worauf er zeichnete, ganz abgewaschen wurde.

Dieser Elephant bediente sich gewöhnlich seiner Stärke weniger, als seiner Geschicklichkeit. Er löste mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit die Schnalle eines großen doppelten ledernen Riemens auf, den man ihm um das Bein gebunden hatte; und da die Bedienten die Schnalle rund umher mit einem kleinen Bindfaden zugebunden und viele Knoten darein gemacht hatten, so lösete das Thier mit vieler Ueberlegung das Ganze auf, ohne weder den Riemen noch den Bindfaden zu zerreißen.

89. Ein Elephant vergilt Gleiches mit Gleichem.

Acosta erzählt folgende Begebenheit: Ein Soldat in Cochin warf aus Leichtfertigkeit einen

Elephanten mit einer Nußschale. Der Elephant empfand dieses zwar mit Verdruß, verbarg aber denselben, und hob inzwischen die Schale auf. Als er nach einigen Tagen eben diesen Soldaten spazieren gehen sah, erinnerte er sich, von demselben geworfen worden zu seyn, gieng auf ihn los, und warf den Soldaten wieder mit derselben Nußschale. Hierauf gieng er freudig davon, und schien vergnügt zu seyn, daß er sich auf diese Art an dem Soldaten gerächt hätte.

90. Rache eines Elephanten.

Ein andrer Soldat wollte einem Elephanten und seinem Wärter auf der Straße nicht ausweichen. Diese Verachtung empfand der Elephant sehr übel. Nach einigen Tagen traf er den Soldaten am Ufer des Flusses an, und hatte seinen Wärter und Führer nicht bei sich. Den Augenblick nahm er den Soldaten, tauchte ihn etlichemal in das Wasser, und ließ ihn hernach laufen.

91. Dankbare Erinnerung zweier Elephanten.

So wie viele Thiere Beleidigungen nicht vergessen, so bleibt auch das Andenken von empfan-

genen Wohlthaten in ihrer Seele. Folgende zwei Anekdoten sind Belege dazu. Ein Indianischer Soldat hatte jedesmal, wenn er seinen Sold erhielt, einem gewissen Elephanten eine Portion Arrak gegeben. Einmal begieng dieser Soldat in der Trunkenheit einige Ausschweifungen; die Wache verfolgte ihn und der Verfolgte nahm seine Zuflucht unter den Elephanten, wo er sich ruhig hinlegte und einschlief. Vergebens bemühte sich nun die Wache, ihn hervorzuziehn und seiner habhaft zu werden. Der dankbare Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat am folgenden Morgen von seinem Rausche erwachte, erschrak er gewaltig, sich unter einem so fürchterlich großen Thiere liegen zu sehn. Allein der Elephant liebkosete ihn mit dem Rüssel, um ihn zu beruhigen und gab ihm gleichsam zu verstehn, daß er sicher fortgehn könne.

Zu Asmer, einer Stadt in Indien, war ein Elephant gewohnt, von einer Gärtnerfrau, so oft er auf dem Markte bei ihr vorbeigeführt wurde, welches sehr oft geschah, jedesmal eine Handvoll grüner Kräuter zu bekommen. In der Brunstzeit fiel er einmal in die gewöhnliche Raserei, riß sich los, jagte alle Leute vom Markte weg, und selbst jenes Weib lief aus Furcht davon, vergaß aber vor Schrecken, ihr kleines Kind, das sie bei

sich hatte, mitzunehmen. Der Elephant, welcher die Stelle, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, kannte, trug das Kind mit dem Rüssel bei Seite und setzte es behutsam auf das Dach einer Krambude.

92. Bewundernswürdige Fähigkeiten und Gemüthseigenschaften des Elephanten.

Der Elephant zeichnet sich eben so sehr durch seine geistigen Fähigkeiten aus, als durch die Größe seines Körpers. Er beweiset Scharfsinn, wenn er in Gefahr geräth, Liebe und Dankbarkeit, wenn man ihm Gutes thut, und Rachsucht, wenn er beleidigt wird. Mit seinem Rüssel, der für ihn das Hauptorgan des Gefühls ist, verrichtet er die wunderbarsten Dinge.

Er trinkt gern Wein und andre hitzige Getränke. Zeigt man ihm ein Gefäß, das damit angefüllt ist, und verspricht es ihm zur Belohnung für seine Arbeiten, so kann man ihn zur Uebernehmung der beschwerlichsten Geschäfte bewegen. Er scheint alles zu verstehn, was ihm sein Führer sagt. Will dieser eine beschwerliche Arbeit von ihm gethan haben, so setzt er ihm die Beschaffenheit der Operation auseinander, und sucht ihn durch Gründe zum Gehorsam zu bringen.

Hat er nicht Lust zu gehorchen, so verspricht er ihm Wein, Arrak oder ein andres Getränk, was derselbe gern trinkt, und dann wendet das Thier alle seine Kräfte an, um das aufgetragene Geschäft auszuführen. Aber wehe dem Führer, wenn er sein Versprechen nicht hält! Das Thier wird wüthend, fällt über ihn her, zertritt ihn mit den Füßen, oder schleudert ihn an eine Wand; und schon viele Führer haben durch eine solche Unvorsichtigkeit und Unredlichkeit ihr Leben eingebüßt. Nach der Erzählung des Herrn Büßy tödtete ein Elephant seinen Führer aus Rache. Die Frau dieses Mannes, welche diese schreckliche Scene gewahr wurde, ergriff ihre beiden Kinder, warf sie dem wüthenden Thiere vor die Füße, und sagte zu ihm: da du meinen Mann umgebracht hast, so nimm nun auch mir und meinen Kindern das Leben. Der Elephant hielt sogleich inne, und setzte, wie von Reue durchdrungen, den ältesten Sohn mit dem Rüssel auf seinen Rücken, und wollte fernerhin Niemand anders auf sich leiden.

Zu Cassel versäumte einstmals der Wärter, den Elephanten zu rechter Zeit zu füttern. Was that nun dieser? Er riß sich los, drängte sich durch eine Thür in des Wärters Wohnzimmer, fraß sich hier satt, und soff sich voll. Hierauf schleppte er die sämmtlichen Geräthschaften, als

Betten, Kleider, kurz, alles was er fand, in den Winkel seines Stalles, ließ seinen Urin und Mist darauf, und zertrat und zerstampfte endlich alles in Stücken.

In Goa neckte ein Handwerker mehrmals einen Elephanten, wenn dieser zur Tränke geführt wurde. Einigemal ertrug der Elephant dieses geduldig, als aber der Handwerker immer damit fortfuhr, so brachte der Elephant einen Rüssel voll Wasser mit, trat vor das Fenster der Stube, wo der Handwerker saß, und sprützte das Wasser in vollen Strömen auf diesen los, so daß er eilig die Flucht ergreifen mußte, um der Rache des Thiers zu entgehn.

Folgende Thatsachen bezeugt P. Philipps in seiner Reise nach dem Orient: zu Goa werden die Elephanten zum Schiffbaue gebraucht. Eines Tages gieng Philipps nach dem Flusse, in dessen Nähe ein großes Schiff gebauet wurde, und woselbst ein großer Platz zu dieser Absicht mit Balken angefüllt ist. Einige Leute binden um das Ende der schiersten Balken ein Seil, das dem Elephanten zugereicht wird. Dieser nimmt es in den Mund, wickelt es um den Rüssel, und zieht den Balken ganz ohne Führer nach dem Orte, wo das Schiff gebauet wird, ob man ihm gleich den Ort bloß ein einzigesmal gezeigt hat.

Zuweilen zog er einen so großen Balken fort, daß wol zwanzig Personen nicht zugereicht haben würden, ihn fortzubringen. Versperrten ihm nun etwa andre Balken den Weg, so hob er die seinigen an ihren Enden in die Höhe, damit sie leichter über die im Wege liegenden weggleiten konnten.

Ich habe oft bemerkt, sagt Edwards Terey in seinen Reisen nach Ostindien, daß der Elephant viele Handlungen verrichtet, die mehr aus Vernunft als aus Instinkt herzurühren scheinen. Will sein Herr jemand erschrecken, so läuft der Elephant mit allem Anscheine von Wuth auf diesen zu, und wenn er näher kommt, steht er plötzlich still, ohne dem Menschen das Geringste zu Leide zu thun. Will der Herr aber etwa jemand einen Streich spielen, so sagt er es dem Elephanten. Dieser sammelt sogleich mit seinem Rüssel Wasser und Schlamm, und sprützt es auf den angewiesenen Gegenstand.

93. Der menschenfreundliche Elephant und der grausame Mensch.

Raja Daula, Großvezier des mogolischen Reichs, ritt seiner Gewohnheit nach auf die Jagd. Es wurde dießmal die Gegend von Lucknow, wo sich Wild von mancherlei Art findet, zum

Tummelplatze gewählt. Der Großvezier bestieg seinen Leib-Elephanten, und eine zahlreiche indianische Noblesse begleitete ihn. Die Gesellschaft mußte durch einen Hohlweg, der nach einer Wiese führte, auf welcher einige Kranke lagen. Die Unglücklichen waren dahin gebracht worden, um durch Aussetzung an die Sonne und an die freie Luft ihre Gesundheit, wo möglich, wieder zu erhalten. Als der Staatsminister mit seiner zahlreichen Jagdgesellschaft sich näherte, ergriffen die Krankenwärter schüchtern die Flucht, und überließen die Kranken ihrem Schicksale.

Der Nabob war des ernsten Willens, diese Geschöpfe zu einer Brücke zu gebrauchen, und mit seinen Elephanten über sie wegzureiten. Er befahl also dem Treiber, das Thier zu stacheln. Der Elephant setzte sich, so lange er noch freien Weg hatte, in den Trab; als er aber vor den ersten Patienten gekommen war, blieb er stehn. Der Treiber stachelte und der Reiter fluchte: beides half nichts. „Die Bestie durch die Ohren gestochen!" rief der Nabob. Es geschah; aber die Bestie stand vor dem kranken menschlichen Wesen wie eine Mauer. Endlich, als der Elephant sah, daß niemand kam, die Patienten wegzunehmen, ergriff er den ersten Kranken mit seinem Rüssel, und legte ihn behutsam und sanft auf die Seite.

Diese Sorgfalt beobachtete er auch am zweiten, am dritten und an allen übrigen, bis er auf diese Art eine bequeme Straße gemacht hatte, durch welche der Zug durchkommen konnte.

Gutes, edles Thier! wie wenig verdientest du die Schande, ein so scheußliches in Menschengestalt gekleidetes Thier zu tragen!

94. Eitelkeit des Elephanten.

In Tonquin, Siſam und Pegu gehen bei öffentlichen Feierlichkeiten vor den Königen und Edeln zahlreiche Züge von Elephanten mit glänzenden Metallstücken geschmückt und mit reichem Gewande bekleidet, vorauf und hinterher. Ihre Fangzähne sind mit Ringen von Gold und Silber geziert; ihre Ohren und Wangen mit bunten Farben bemalt. Sie sind mit Blumenkränzen geschmückt, und an den verschiedenen Theilen ihres Körpers ist eine Menge kleiner Glocken befestigt. Die Elephanten finden Vergnügen an buntem Zeuge; denn sie sind, je nach der Anzahl und dem Glanze ihrer Zierrathen, mehr oder weniger aufgeweckt und schmeichelnd. Da die Asiaten, die in den früheſten Zeiten kultivirt wurden, die Sagacität und Gelehrigkeit des Elephanten bemerkten, so erzogen sie ihn auf eine systematische Art,

und änderten seinen Charakter nach ihren eignen Sitten und den nützlichen Arbeiten ab, wozu seine Stärke und Geschicklichkeit gebraucht werden konnten.

95. Ein Elephant übt sich des Nachts im Tanzen.

Nach dem Sueton ließ der Kaiser Domitian zu einem Feste, das er den Römern geben wollte, einige Elephanten im Tanzen unterrichten. Man lehrte sie die schwersten Pas und Figuren. Von einem dieser Thiere, das einmal Schläge bekam, weil es seine Lection nicht gut gelernt hatte, entdeckte man, daß es sich die folgende Nacht beim Mondscheine übte.

96. Ein Löwe stirbt aus Liebe zu seinem Wohlthäter.

In der Geschichte der Kreuzzüge *) wird erzählt, daß ein Ritter, Gottfried de la Tour, der mit auf dem ersten Kreuzzuge nach Palästina war, eines Tages, als er durch einen Wald

*) Litteratur und Völkerkunde. Bd. 6.

ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrei hörte. In der Meinung, einen unglücklichen Menschen zu retten, eilte er muthig durch den Wald hin; aber wie erschrak er, als er einen Löwen sah, um dessen Leib sich eine große Schlange geschlungen hatte. Den Bedrängten zu Hülfe kommen ist die Pflicht eines ächten Ritters; von diesem Gedanken beseelt, war es ihm gleichviel, ob es ein Thier oder ein Mensch sey, und durch einen Säbelhieb tödtete er die Schlange und rettete auf die Art den Löwen von diesen gefährlichen Fesseln. Von der Stunde an begleitete dieses dankbare Thier beständig seinen Erretter, folgte ihm überall als ein zahmer Hund, und äußerte nur seine natürliche Wildheit nach dem Winke und dem Willen Gottfrieds de la Tour. Endlich war der heilige Krieg glücklich geendigt, und der Ritter machte sich zur Rückreise nach Europa bereit. Er wollte gern seinen getreuen Löwen mit sich haben; kein Schiffer war aber zu überreden, dieses gute Thier an Bord zu nehmen; es mußte also an dem Ufer zurückbleiben. Der Löwe, der sich von seinem geliebten Herrn geschieden sah, fieng nun erst an, fürchterlich zu brüllen, gleich darauf aber stürzte er sich ins Meer und schwamm dem Schiffe nach. Zuletzt wurde er kraftlos, sank, und die Wellen verschlangen dieses edle Thier, das, durch

die Treue und Liebe, die es bis in den Tod gegen seinen Herrn gezeigt hatte, wol ein besseres Schicksal verdient hätte.

97. Ein Löwe wird aus Dankbarkeit von selber zahm.

Ein Löwe, welchen die auf dem Fort S. Louis in Afrika wohnenden Franzosen, wegen seiner Schönheit, nach Frankreich schicken wollten, wurde vor der Abreise des Schiffs krank, und daher von seinen Ketten losgemacht, und auf einen freien Platz geschleppt. Herr Compagnon, Verfasser der Reise nach Bambuk, der von der Jagd kam, fand ihn in einem sehr schwachen Zustande, und flößte ihm aus Mitleiden ein wenig Milch ein, wodurch der Löwe sich wieder erholte, und bald darauf völlig gesund wurde. Von der Stunde an wurde dieser Löwe so zahm, und faßte eine so große Liebe zu seinem Wohlthäter, daß er ihm beständig aus der Hand fraß, und ihm überall, wie ein Hund, mit einem bloßen Strick um den Hals, nachfolgte *).

*) Neuer Schauplatz der Natur, 5 Bd. Artikel Löwe.

98. Ein Löwe stirbt vor Gram über den Tod seiner Wärterin.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war — laut Erzählung der vor einigen Jahren zu Berlin verstorbenen Fr. Geh. Räthin Avemann, gebürtig aus Cassel, — in der Menagerie am letztbenannten Orte, unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin im hohen Grade zahm war. Dieß gieng so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehn, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuern Rachen dieses Thiers zu stecken. Oft war dieß vollkommen glücklich abgelaufen, und dennoch gieng endlich das alte und wahre Sprüchwort in Erfüllung: „Wer sich ohne Noth in Gefahr giebt, kommt darin um.“ — Einst, als die Wärterin seinem Rachen wieder ihren Kopf zur Hälfte anvertrauet hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne allen Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopfhaare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens

scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen. Denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht habe, so ward das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig, legte sich neben den Leichnam hin, ohne sich denselben nehmen lassen zu wollen, verschmähete alles ihm dargebotene Futter und starb einige Tage nach diesem Unglücke vor Gram.

99. Eine Löwin in Kindesnöthen läßt eine in Peraguai verirrte Spanierinn die Hebamme machen.

Als die Spanier in Peraguai die Colonie Buenos-Ayres gründeten, fehlte es derselben bald an Lebensmitteln. Alle, die es wagten, welche aufzusuchen, wurden von den Wilden umgebracht, und man sah sich genöthigt, bei Lebensstrafe zu befehlen, daß niemand aus dem Bezirke der neuen Niederlassung hinausgehn solle. Eine Frau, Namens Maldonata, der der Hunger ohne Zweifel den Muth eingeflößt hatte, dem Tode Trotz zu bieten, betrog die Wachsamkeit der Hüter, die man um die Kolonie herumgestellt hatte. Sie irrte anfangs einige Zeit auf unbe-

kannten und wüsten Wegen herum, und gieng zuletzt in eine Höhle, um sich von ihrer Mattigkeit zu erholen. Allein wie groß war ihre Angst, als sie eine Löwin antraf, wie groß ihr Erstaunen, als sie dieses furchtbare Thier sich mit einer fast zitternden Miene nähern sah, daß es sie liebkosete, und ihr mit dem Geschrei des Schmerzens, das geschickter war, sie weichherzig zu machen, als sie in Angst zu setzen, die Hände leckte. Die Spanierinn bemerkte bald, daß die Löwin Junge werfen wollte, und daß ihr Seufzen die Sprache einer Mutter war, die sie von ihrer Last zu befreien um Beistand rief. Maldonata kam der Natur in diesem schmerzerfüllten Augenblick zu Hülfe, die Löwin ward glücklich entbunden, gieng hin, holte überflüssig Nahrungsmittel zusammen, und legte sie ihrer Wohlthäterin zu Füßen. Diese Bemühungen dauerten so lange, als ihre Kleinen sich in der Höhle aufhielten. Als sie aber dieselben herausführen konnte, glaubte wahrscheinlich die Löwin, ihre Hebamme genug belohnt zu haben. Maldonata bekam sie nicht wieder zu sehn, und mußte nun ihren Unterhalt selbst suchen. Sie fiel den Indianern in die Hände, die sie zur Sklavin machten. Der Himmel fügte es aber, daß sie von den Spaniern wieder befreiet, und nach Buenos-Ayres zurückgebracht wurde.

100. Eifersucht einer Löwin gegen ein Frauenzimmer, welches einem männlichen Löwen schmeichelte.

Im Anfange d. v. Jahrhunderts war in der Menagerie des Landgrafen von Hessen-Cassel ein Löwenpaar, wovon die Nro. 98. erwähnte Fr. Geh. Räthin Avemann zu Berlin erzählte. Das Männchen ward dicht neben der Löwinn aufbewahrt, jedoch durch ein Gitter mit einer zu öffnenden Thür von derselben abgesondert gehalten, so, daß beide nur dann zueinander kommen konnten, wenn man es für gut fand. Beide kannten diejenigen, welche ihnen Futter brachten, und überhaupt sie pflegten, auf das genaueste, und waren wenigstens in Hinsicht auf den über sie gesetzten Wärter und dessen Ehefrau ganz zahm. Einst schmeichelte diese dem Löwen lange und ungewöhnlich; die Löwinn bemerkte es mit sichtbarer Unruhe, und machte Miene, das Gitter zu zerbrechen, um sich ihre vermeinte Nebenbuhlerin von der Seite zu schaffen. Unglücklicherweise war die Thür, welche beide Käfige vereinigte, nicht fest zugemacht, und sie sprang auf. Die Löwinn hatte dieß kaum gemerkt, so benutzte sie diesen Umstand, und gieng der Wärterinn eifersüchtig zu Leibe. Unstreitig würde diese das Opfer der Eifersucht gewor-

geworden seyn, wenn nicht der Löwe sie schleunigst mit seinem Körper bedeckt, und glücklich geschützt hätte.

101. Großmuth eines zu Wien gehetzten Löwen.

Man hat es in neuern Zeiten fast in Zweifel ziehen wollen, was sonst von der Großmuth des Löwen erzählt wurde. Reisende in ihren Nachrichten von Asien und Afrika schildern ihn mehr raubgierig und blutdürstig, wiewohl doch die wenigsten von ihnen Gelegenheit gehabt haben, ihn näher zu beobachten.

Ein neues Beispiel aus Wien hat indessen die ältern Erzählungen bestätigt. Im Jahre 1791, da noch daselbst Thierhetzen gehalten wurden, sollte unter andern Thieren auch ein Löwe einen Kampf mit großen Hunden bestehn. Kaum war das schöne Thier erschienen, als vier große Bullenbeißer auf ihn losstürzten, wovon aber drei, sobald sie ihm in die Nähe kamen, sogleich zurückprallten und davonliefen. Nur einer wagte es, zu bleiben und ihn anzugreifen. Diesem zeigte er indessen, ohne sich von seinem Lager zu erheben, durch einen Schlag mit der Tatze, wie sehr er ihm gewachsen sey. Der Hund lag sogleich

darnieder. Der Löwe zog ihn an sich, und legte so die Vorderpfoten auf ihn, daß man von dem Hunde nur ein Stück seines Hintertheils sehen konnte. Ein jeder glaubte, er sey todt; und der Löwe werde bald aufstehn und ihn völlig verzehren. Allein man irrte sich. Der Hund fieng an, sich zu bewegen, und suchte sich frei zu machen, welches der Löwe auch zuließ. Er schien ihn gleichsam nur gewarnt zu haben, sich mit ihm nicht weiter einzulassen. Als aber der Hund sich auf die Flucht begab, und bereits die Hälfte des Platzes erreicht hatte, in welchen er eingeschlossen war, schien der Löwe erbittert zu werden. Er sprang schnell auf, und erreichte in zwei Sätzen den fliehenden Hund, der eben vor den Schranken angekommen war, und winselnd um Oeffnung und Rettung flehte. Das Thier auf der Flucht hatte den König der Wälder gereitzt; der wehrlose Feind erregte jetzt sein Mitleid, denn der großmüthige Löwe trat einige Schritt zurück, und sah ruhig zu, bis man dem Hunde die Thür öffnete.

Dieser unverkennbare Zug von Großmuth rührte alle Zuschauer. Man rief dem Löwen ein lautes Bravo zu, und hielt sich durch diesen Anblick für sein Hieherkommen belohnter, als wenn man den armen Hund hätte zerreißen sehn. Freilich mag der afrikanische Löwe, der, vom Hunger

getrieben, auf Raub ausgeht, diese gerühmte Großmuth weniger üben — allein er geht doch nur, seine Bedürfnisse zu befriedigen, gesättigt raubt er nichts, so wie er auch aus Blutdurst nicht mordet.

102. Ausserordentliches Aufmerken der Affen.

In den Ländern, wo die Affen in großen Gesellschaften in Wäldern leben, sucht man ihre ungewöhnliche Aufmerksamkeit eben sowohl, als ihre Nachahmungssucht zu reizen, und sie dadurch auf mancherlei Weise gefangen zu nehmen. Man nimmt z. B. ein Gefäß mit Wasser, wäscht sich auf einem Platze, wo es die Affen genau sehen können, Gesicht und Hände, gießt das Wasser aus, füllt darauf statt desselben das Gefäß mit Leimwasser, läßt es stehn und entfernt sich. Die aufmerksamen und neugierigen Affen unterlassen nicht, von den Bäumen herabzusteigen und sich ebenfalls so zu waschen, wie sie es gesehn haben. Die mit Wimpern besetzten Augen werden aber davon so verkleistert, daß sie nicht im Stande sind, selbige zu öffnen und ihrem Feinde zu entgehn.

Da diese Thiere starke Getränke lieben, so bedient man sich zuweilen auch dieser, um sich ihrer zu bemächtigen. Man stellt einige damit an-

gefüllte Gefäße vor sie hin, thut, als ob man selbst davon tränke und geht fort. Die achtsamen, lüsternen Affen stehn nicht an, davon auf die beobachtete Weise zu trinken, berauschen sich und fallen in einen Schlaf, in welchem man sie alsdann fängt.

Die Indianer suchen sich auch mancher mühsamen Arbeit durch die Affen zu überheben. Sie brechen z. B. in ihrer Gegenwart Melonen, Kokosnüsse und dergl. ab, legen sie ordentlich auf einen Haufen und entfernen sich nach angefangener Arbeit. Sobald sie weg sind, gehn die Affen ans Werk, ahmen alles regelmäßig nach und erndten so lange zusammen, bis die Besitzer zurückkommen und das Gesammelte nach Hause schaffen.

103. Ein Affe entdeckt den Mörder seines Herrn.

Ein Mann, der seinen Lebensunterhalt durch die armseeligen Künste einiger Affen erwarb, zog mit diesen Thieren durch einen großen, dichten Wald.

Tags darauf gieng ein Jäger durch eben den Wald; erblickte einen Affen auf dem Baume und legte an, um ihn zu schießen. Allein der Affe nahm, ohne von der Stelle zu weichen, eine so

wehmüthig-bittende Geberde an, daß er den Jäger wirklich zum Mitleiden bewog. Er zog sein Gewehr wieder ab, nahete sich dem Baume und in eben dem Augenblick sprang ihm der Affe auf die Achsel, liebkosete und schmeichelte ihm.

Der Jäger ließ dieses geschehn, und setzte ruhig und langsam mit seinem neuen Gefährten die Wanderung fort, bis er plötzlich in seiner bisherigen Sorglosigkeit gestört wurde. Denn der Affe sprang schnell von seiner Schulter, lief wie rasend ein Stück Weges in den Busch hinein und jammerte und schrie, daß der ganze Wald wiederhallte. Der Jäger, dadurch in Verwunderung gesetzt, folgte dem Geschrei. Aber wie erschrak er, als er den Affen bei einem blutigen Leichname sitzen fand, um welchen ringsherum todte Affen lagen! Was hier vorgegangen sey, errieth et leicht. Der Herr der Affen war von Räubern erschlagen worden, und nur dieser einzige Affe war entronnen. Doch er fand nicht rathsam, hier lange zu verweilen. Er packte daher seinen Wegweiser hurtig auf die Schultern, hielt ihn fest, verdoppelte seine Schritte unb faßte den Vorsatz, im nächsten Städtchen die ganze Geschichte vor Gericht anzuzeigen. Er erreichte das Städtchen, zeigte den Vorfall an, und gieng dann mit seinem Affen in die Schenke. Ungefähr

eine halbe Stunde mochte er hier gesessen haben, als ein ganz gut gekleideter Mann zur Thüre hereintrat. Ihn sehn und mit der grimmigsten Wuth auf ihn losspringen, war bei dem Affen eins. Bisher hatte das Thier ruhig gesessen; immer noch tiefsinnig und ohne einen Menschen zu beleidigen. Diesen packte es mit dem sichtlichsten Zorne an und konnte kaum von ihm losgerissen werden. Dieses fiel dem Jäger auf; er schickte nach Gerichtsdienern; der Fremde ward verhaftet. Man forschte und untersuchte genauer. Ehe noch ein paar Stunden verliefen, ergab es sich, daß dieser Verhaftete der Anführer einer Räuberbande sey, die den Affentreiber ermordet hatte.

104. Affen werden zur Aufwartung und zu andern Verrichtungen und Arbeiten gebraucht.

Franz Pyrard sagt, (Voyages de François Pyrard, Thl. 2. S. 331.) in der Provinz Sierra-Leona giebt es eine Art Affen, die von einem so starken und guten Gliederbau, und so arbeitsam sind, daß sie bei gehöriger Erziehung und Nahrung wie Bedienten arbeiten: sie gehen gewöhnlich auf den Hinterfüßen, zerstoßen alle

Substanzen in einem Mörser, und holen in kleinen Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen, Wasser aus dem Flusse. Kommen sie aber vor die Thür, und man nimmt ihnen nicht gleich die Krüge ab, so lassen sie sie fallen; und wenn sie sehn, daß der Krug umgeworfen und zerbrochen ist, so weinen und wehklagen sie.

In Ansehung der Erziehung dieser Thiere stimmt Schoutens Zeugniß mit dem von Pyrard überein. Sie werden in Schlingen gefangen; man lehrt sie auf den Hinterfüßen gehn, und ihre Vorderfüße bei verschiedenen Verrichtungen wie Hände gebrauchen; sie spülen z. B. die Gläser aus, reichen zu trinken in der Gesellschaft herum und drehen den Bratspieß ꝛc. *).

105. Ein kranker Affe bindet sich einen Tuch um den Kopf.

Le Guet erzählt, daß er zu Java einen ganz ausserordentlichen Affen gesehen habe. Es war ein Weibchen, sehr groß, gieng oft auf den Hinterfüßen, und bedeckte alsdann die Geschlechtstheile mit den Händen. — Es machte alle Tage

*) Voyages de Schouten aux Indes Orientales.

sein Bett, legte sich nieder, und deckte sich mit dem Bettlaken zu. — Wenn es Kopfschmerzen hatte, so band es ein Schnupftuch um, und es sah possirlich aus, wenn es so verkappt im Bette lag.

106. Ein Affe will die Quelle eines Uebels verstopfen.

Ein vornehmer Herr lag an einem Geschwüre im Leibe sehr krank — traurig sah er aus seinem Bette auf seinen kleinen Pavian, der sich unter den warmen Ofen hingelegt hatte. Dieser lag mit dem Maule gerade am Hintern eines Hünerhundes, welcher gleichsam dem Affen zur Gesellschaft auch unter dem Ofen lag. Auf einmal fuhr der Pavian mit seinem Kopfe zurück. Der Herr bemerkte es. Der Affe legte sich in die vorige Positur, der Hund führte sich, wie das erstemal, unhöflich auf — der Affe erschrak — und der Herr im Bette lächelte. Dieses geschah einigemal. Endlich lief der Affe fort, suchte etwas, brachte einen Holzsplitter und gab genau auf den Hintern des Hundes Achtung. Als nun der Hund seine Unhöflichkeit nochmals wiederholte, steckte ihm der Affe den Splitter in den Hintern. Kaum wurde dieses der kranke Herr gewahr, als er überlaut

lachte — und durch diese Erschütterung das Geschwür zersprengte. Dieses spaßhafte Ereigniß hatte die glücklichsten Folgen für die Wiederherstellung des kranken Herrn; denn er fühlte sich augenblicklich um Vieles erleichtert, und ward bald darauf völlig hergestellt.

107. Ein Affe überlistet einen Geyer.

Die Geyer in Afrika sind so kühn, daß sie durch die offnen Fenster in die Häuser fliegen und Beute holen; den Negern auf der Goldküste reissen sie am hellen Tage auf dem Markte Fische und andre Nahrungsmittel aus den Händen.

Einmal wurde zu Cairo ein Geyer durch ein Fenster ein Stück Fleisch gewahr, welches man in einen Topf gesteckt hatte; er flog darauf los und holte es weg. In dem Zimmer befand sich ein Affe, der aber den Dieb nicht eher gewahr ward, als bis er mit seinem Raube davonflog. Die Furcht, der Gefräßigkeit beschuldigt zu werden, gab ihm ein sonderbares Mittel ein, sich von diesem Verdachte zu befreien. Da er nicht zweifelte, daß der Geyer bald noch einmal kommen würde, versuchte er, in den Topf hinein zu kriechen, so, daß der Hintere oben kam, und er sich leicht herumdrehen konnte, um den Geyer anzu-

packen. Der Versuch gelang, und da der Geyer den von Haaren entblößten Hintern des Affen für ein Stück Fleisch ansah, so geschah, was der Affe vorausgesehen hatte: der Geyer kam nähmlich, der Affe aber drehte sich geschwinde um, biß dem Geyer den Kopf ab, und steckte ihn in den Topf. Unterdessen erschien der Herr des Hauses, und wunderte sich, statt des Fleisches einen Geyer im Topfe zu finden. Er fieng an, den Affen zu drohen, dieser aber zog den Geyer aus dem Topfe, kroch selbst hinein und zeigte seinem Herrn, wie er es gemacht hatte. (Aus Rievethal's Lukumon, Theil 2.)

108. Vorsichtiges Verfahren der Affen beim Obstdiebstahl.

Man findet auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung eine sehr große Menge Affen, die von denen in den übrigen Gegenden von Afrika nicht sehr verschieden sind. Da ihre Begierde zu den Früchten außerordentlich groß ist, so sprechen sie oft auf den Meierhöfen und Gärten ein, sorgen aber dabei auf eine ganz bewunderns-würdige Art für ihre Sicherheit.

Indem eine Parthei ihres Haufens einen Garten bestielt, stellen sich die übrigen in eine Reihe,

bis an ihren Schlupfwinkel in den Gebirgen. So wie die ersten die Frucht abbrechen, bringen sie selbige dem, der an der Spitze der Linie steht, von diesem geht sie zu dem folgenden über, dieser reicht sie dem andern hin, bis sie so von Hand zu Hand zu dem letzten kommt. Dieß wird mit der tiefsten Stille ausgeführt. Wenn diejenigen, welche Wache halten, einige Gefahr entdecken, so fangen sie an, zu schreien, und dieses dient dem ganzen Haufen zum Signal; darauf nehmen sie eilfertig die Flucht. Die Jungen steigen den Alten auf die Achseln, und ihr Rückzug ist ein sehr belustigendes Schauspiel. Man glaubt, daß die Nachlässigkeit ihrer Schildwachen nicht unbestraft bleibe; denn wenn einer von ihnen gefangen oder getödtet ist, so hört man, daß sie auf ihrem Rückzuge viel Lärmen machen, und man findet zuweilen verschiedene von ihnen auf dem Wege zerrissen.

109. Die Affen eröffnen auf eine geschickte Art Austern und fangen Krebse.

Die Affen bedienen sich geschickter Mittel, die Austerschalen zu theilen. „Auf der Insel Gorgonia, neben der Küste von Peru,“ sagt Dampier, „habe ich Affen gesehn, die, wenn das Was-

ser niedrig war, Austern sammelten, die sie auf folgende Art öffneten. Sie legten nähmlich eine auf einen Stein, und mit einem andern Steine schlugen sie so lange darauf, bis die Schaale in Stücken brach, sodann verschluckten sie das Inwendige."

Noch einen größern Zug von Klugheit äussern die Affen im Gebirge von Sierra-Leona in Afrika. Barbot sagt: „Diese Affen, die man Borrys nennt, nähern sich bei niedrigem Wasser dem Gestade zwischen den Klippen, um Austern zu erbeuten. Die Austern pflegen sich nähmlich von der Sonnenhitze aufzuthun, dann legen sie einen kleinen Stein zwischen die Schaalen, damit sie sich nicht wieder schließen können, und verschlucken sie auf solche Art ganz leicht."

Die Affen auf den Philippinischen Inseln fangen die Seekrebse mit eben so vieler Geschicklichkeit, indem sie ihren Schwanz zwischen die Scheere legen, und sie dann auf einmal, wenn die Krebse kneipen, heraufziehn.

110. Ein Affe gestikulirt auf der Kanzel.

Pater Labat erzählt in seinen Reisen nach den Amerikanischen Inseln von einem Affen, den ein gewisser katholischer Priester, Nahmens

Kabassan, auferzogen und ihn so an sich gewöhnt habe, daß er stets unzertrennlich bei ihm gewesen wäre. Dieser Mann befand sich in der Nothwendigkeit, seinen Affen einschließen zu müssen, wenn er in die Kirche gieng. Einst aber entwischte der Affe, lief nach der Kirche, versteckte sich über der Kanzel und zeigte sich nicht eher, als bis sein Herr zu predigen anfieng. Er setzte sich an den Rand der Kanzel nieder, beobachtete die Handlung des Predigers und machte sie in den possirlichsten Stellungen nach, so, daß die ganze Gemeine lachen mußte. Kabassan, der den Grund des Gelächters nicht wußte, verwies seinen Zuhörern dieses Betragen mit Glimpf. Als er aber sah, daß dasselbe noch ausgelassener wurde, so gerieth er in einen heiligen Eifer, und hub an, sich wegen des Mangels der Ehrfurcht und Frömmigkeit seiner Gemeine zu beklagen. Die ungewöhnlich heftigen Bewegungen des Predigers zogen eine Verstärkung der Gebehrden und der Wendungen des Affen, so wie auch ein noch vermehrtes Gelächter nach sich. Am Ende winkte ihm jemand, sich umzusehn. — Kaum hatte er die Gestikulation seines Affen bemerkt, als er genöthigt wurde, selbst mit zu lachen, und da es nicht möglich war, das Thier zu erhaschen, so hielt er es für

rathsam, in der Mitte seiner Rede abzubrechen, indem er sich so wenig im Stande befand, weiter fortzufahren, als seine Gemeinde, ihn anzuhören.

111. Ein Orang-Utang gießt Thee ein, und ißt und trinkt mit seinem Herrn.

Büffon sah zu Paris einen Orang-Utang, der beständig auf zwei Füßen gieng, selbst wenn er Dinge von beträchtlichem Gewichte forttrug. Seine Miene war melancholisch, seine Bewegungen waren abgemessen, sein Charakter war sanft und sehr von dem Charakter andrer Affen verschieden. Er hatte weder die Ungeduld des Affen aus der Barbarei, noch die Bosheit des Pavians, noch die Wildheit der geschwänzten Affen. Zeichen und Worte waren hinlänglich, diesen Orang-Utang zum Handeln zu bringen. Er reichte den Leuten, die seinen Herrn besuchten, die Hand, und gieng so ernsthaft neben ihnen her, als wenn er mit zur Gesellschaft gehörte. „Ich habe gesehn, (sagt Büffon,) wie er sich zu Tische setzte, die Servlette auseinander legte, die Lippen abwischte, mit einem Löffel oder einer Gabel die Speisen zum Munde führte, sein Glas mit Getränk anfüllte und mit einem Andern an-

stieß. Ward er zum Theetrinken genöthigt, so brachte er eine Tasse, setzte sie auf den Tisch, warf Zucker hinein, schenkte den Thee in die Unterschale und ließ ihn kalt werden, ehe er ihn trank. Zu allen diesen Handlungen ward er bloß durch Zeichen und mündliche Befehle von seinem Herrn bewogen; oft geschah es auch von selbst. Dieser Orang-Utang beleidigte Niemand. Er näherte sich der Gesellschaft sogar mit vieler Vorsicht, und stellte sich derselben so dar, als ob er geschmeichelt seyn wollte. Er aß gern Zuckerwerk und sonst fast alles, zog aber reife und trockne Früchte allen andern Arten von Speisen vor. Er trank etwas Wein; ließ ihn aber stehn, wenn er Milch, Thee oder andre schwache Getränke haben konnte." —

112. Ein Orang-Utang hält den Arm hin und läßt sich die Ader schlagen, wenn ihm nicht wohl ist.

Hr. de la Bosse kaufte von einem Neger zwei Orang-Utangs, die nicht über 12 Monat alt waren. „Wir hatten, (sagt er,) diese Thiere bei uns auf dem Schiffe. Sie aßen mit uns am Tische. Wenn sie etwas haben wollten,

so gaben sie es dem Kajütenjungen zu verstehn, und brachte ihnen der Junge nicht, was sie verlangten, so wurden sie zuweilen wüthend, ergriffen ihn beim Arme, bissen ihn und warfen ihn nieder. — Das Männchen wurde auf dem Wege krank. Es ließ sich wie ein menschliches Wesen behandeln. Man ließ ihm zweimal an dem rechten Arme zur Ader; und wenn es sich nachher nicht wohl befand, so hielt es seinen Arm zum Aderlassen hin, weil es sich erinnerte, daß ihm diese Operation ehemals wohlthätig gewesen war."

113. List eines von Hunden gejagten Hirsches.

„Auch dem Hirsche" — erzählt Bonnet *) — „fehlt es, wenn er von den Hunden aufgesprengt ist und verfolgt wird, nicht an List, Hunde und Jäger irre zu machen. Er geht einen Weg vielmahls hin und her, sucht in Gesellschaft andrer Thiere zu kommen, um mit denselben verwechselt zu werden, eilt durch sie hindurch, entfernt sich sogleich und versteckt sich. Er weiß, daß ihn das Erdreich

*) Bonnet's Betrachtung über die Natur, herausgegeben von Titius.

Erdreich verräth, und nimmt seine Zuflucht zum Wasser; er stürzt sich in dasselbe hinein, damit er den Hunden seine Spur entziehe. Die Hirschkuh, welche noch ihr Kalb bei sich hat, ist sehr besorgt, selbiges den Verfolgungen der Hunde zu entziehn; sie bietet sich daher selbst den Hunden dar, läßt sich von ihnen jagen, um sie von dem Kalbe abzubringen, sucht sich zu retten und begiebt sich dann wieder zu dem Kalbe.

114. Ein abgerichteter Hirsch.

Daß man Hirsche fast eben so abrichten kann wie Hunde, davon erzählt Delacroix, in seinem Taschenbuche für Naturliebhaber, folgendes Beispiel.

„Als ich zu Compiegne war, führten mich meine Verwandtinnen zu einem Deutschen, der einen bewundernswürdigen Hirsch besaß. Kaum hatten wir in einem Saale, der ziemlich groß war, Platz genommen, so führte man das Thier herein; ich erkannte es an seinem Geweihe für einen Hirsch von zehn Enden. Er hatte einen schönen Wuchs, eine majestätische Stellung, ein munteres, aber durch Sanftmuth gemildertes Auge. Der erste Zug der Erziehung, wodurch er sich ankündigte, war der, daß er sogleich die ganze

Gesellschaft grüßte, indem er den Kopf verschiedene Male sehr ehrerbietig neigte, und nachher jeder Person eine besondre Verbeugung machte. Alles, was nur der am besten abgerichtete Hund zu thun im Stande ist, sahn wir auch diesen Hirsch thun. Er trug eine Zeitlang zwei kleine Kerzen im Munde herum, die an den beiden Enden eines Stocks angebunden waren. Er grüßte und neigte sich auf verschiedene Art. Man verband ihm die Augen, und er legte sich bei dem Geräusche einer Trommel, auf der ein Marsch geschlagen wurde, auf die Kniee und streckte den Kopf auf die Erde. Sobald er aber das Wort Gnade aussprechen hörte, sprang er plötzlich auf. Er neigte sich so oft, als die Würfel, welche man auf die Trommel warf, Augen hatten. Er drückte, vermittelst eines kleinen Stricks, den er mit seinen Zähnen anzog, ein Pistol los. Er feuerte ohne das geringste Zeichen des Schreckens mit einer Lunte, die an seinen rechten Fuß befestigt war, eine kleine Kanone ab. Er sprang verschiedenemal mit der äußersten Behendigkeit durch einen Reif, den sein Herr mannshoch in die Höhe hielt. Zuletzt endigte er das Schauspiel damit, daß er eine Handvoll Hafer von der Trommel fraß, während man aus allen Kräften darauf schlug."

115. Das Vielfraß streuet einem Rennthiere Futter, um es zu würgen.

Krascheninnikow erzählt in seiner Beschreibung des Landes Kamtschatka (Lemgo, 1766. S. 120.) von dem Kamtschatkaischen Vielfraß eine besondre List, wodurch es die Rennthiere zu tödten pflegt. Es klettert auf einen Baum, und nimmt etwas von einem Moose mit, wornach die Rennthiere besonders lüstern zu seyn pflegen. Wenn sich ein Rennthier in der Nähe zeigt, läßt es von diesem Moose etwas hinabfallen. Wenn das Thier dieser Lockung nachgeht, um den Leckerbissen aufzufressen, so springt ihm ein solcher Vielfraß auf den Hals, klammert sich fest zwischen beide Hörner, kratzt dem betrognen Rennthiere mit beiden Klauen die Augen aus, und quält es so sehr, daß es, seinen Schmerzen ein Ende zu machen, mit dem Kopfe gegen die Bäume rennt, welches ihm gemeiniglich das Leben kostet. Kaum ist es niedergestürzt, so zertheilt der Vielfraß das Wildbret sorgfältig und vergräbt es in die Erde, damit es von keinem andern Thiere geraubt werde.

116. Ein Wolf verschafft seinem Verbündeten durch Kriegslist ein Schaaf.

Einst zeigte jemand, der auf dem Felde spazieren gieng und einen Wolf sah, welcher einer Heerde Schaafe nachzustellen schien *), dem Hirten die drohende Gefahr an, mit dem Rathe, den Feind der Schaafe durch die Hunde in die Flucht zu jagen. — „Das werde ich keinesweges thun," antwortete der Hirt, „denn dieser Wolf ist einzig in der Absicht da, meine Aufmerksamkeit auf sich zu richten, und ein andrer Wolf, welcher sich gegenüber verborgen hält, erwartet nur den Augenblick, in welchem meine Hunde jenen Wolf verfolgen sollen, um mir alsdann ein Schaaf zu rauben."

Der Fremde wünschte, sich von diesem Vorgeben zu überzeugen, und versprach dem Hirten den Werth des Schaafes zu bezahlen, wofern dasjenige erfolgte, was der Hirt vorhergesagt hätte. Der Ausgang bestätigte vollkommen, daß die Erwartung des Hirten gegründet war.

Diese Geschichte scheint zu beweisen, daß den Thieren eine vorsichtige Kriegslist, ein Vertrag,

---

*) Böhme's Metaphysik. Giessen, 1767.

eine Sprache, mithin eine Art von Vernunft eigen seyn müsse.

117. Verstandesäußerung des Wolfes beim Jagen.

Ein Wolf, der auf Beute ausgeht, weiß aus Erfahrung, daß der Wind ihm die Witterung von andern Thieren, die er aufsucht, entgegenführt. Sein Gang ist also immer gegen den Wind gerichtet. Vermöge der Feinheit seines Geruchs kann er sogar urtheilen, ob ein Thier fern oder nahe, ob es auf der Flucht oder in Ruhe sey. Nach dieser Einsicht bestimmt er seinen Gang, und schleicht entweder, um es zu überraschen, oder eilt, um es einzuholen. Begegnen ihm unter Weges Hamster, Frösche oder andre kleine Thiere, die sonst ebenfalls eine gewöhnliche Beute für ihn sind, so achtet er diese jetzt nicht. Er weiß, daß ihm das schmackhafte Wildbret eines Hirsches oder eines Rehbocks, den er auf der Spur hat, bald eine beträchtlichere und angenehmere Mahlzeit anbieten werde. Alle Hülfsmittel, die man von dem Muthe und der List eines einzelnen Thieres erwarten kann, wendet der Wolf an, so lange er einsam ist. Sobald ihn die Vermehrungsbegierde mit einer Wölfinn gesellschaftlich vereinigt, so

zeigt er, in Absicht auf die Jagd, neue Begriffe, die aus der Bequemlichkeit fließen, welche ihnen die Geselligkeit verschaft.

Aus wiederholten Erfahrungen haben diese Wölfe einsehen gelernt, wo der gewöhnliche Stand des rothen Wildbrets ist, und was es für einen Weg nimmt, wenn man es aufjagt. Sie wissen auch, wie gut es ihnen zu statten kommt, wenn sie miteinander im Nachjagen abwechseln, um den Tod eines schon ermüdeten Thieres zu beschleunigen. Sie theilen also ihre Verrichtungen klüglich untereinander. Der Wolf setzt dem Thiere nach, die Wölfinn, als der schwächere Theil, erwartet den keichenden Flüchtling, den sie wieder auftreiben soll, an einem engen Wege. Am besten kann man sich von diesem Verfahren überzeugen, wenn man sich die Mühe nimmt, die Fährten auf dem weichen Erdboden oder auf dem Schnee zu verfolgen; denn da kann man die Geschichte der Gedanken dieses Thieres am deutlichsten aufgezeichnet finden.

118. Der Wolf Melac zu Ludwigsburg.

Auf dem Herzogl. Würtembergischen Schlosse zu Ludwigsburg befindet sich unter andern Gemählden, von schönen Pferden und Hunden,

auch eines von einem schwarzen Wolfe. Er hieß Melac; so hieß nähmlich in den dasigen Gegenden und in der Pfalz ein französischer Freibeuter, und dem zu Ehren nennt man die Hunde, die im Charakter etwas Aehnliches mit dem Charakter des Freibeuters haben, eben so. Dieser Wolf wurde auch mit diesem Nahmen beehrt. — Melac begleitete den Herzog überall und schlief vor seinem Bette. Er folgte ihm auch einmal in einer Campagne am Rhein; da aber der Feldzug zu lange in den Herbst dauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tage vor der Stubenthür des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen sey. Im Jahre 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiser-Krönung nach Frankfurt, wo ihm aber das häufige Abfeuern der Kanonen nicht gefiel. Er machte sich also heimlich fort, und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb seinem Herrn getreu bis in den Tod. Andre Leute aber durften ihm nicht trauen; unter andern riß er einmal einem Officier, ehe sich derselbe dessen versah, und ohne daß dieser ihm etwas gethan hatte, ein Stück aus der Backe.

119. Ein Wolf überlistet auf eine sehr merkwürdige Art einen Maulesel.

Zu Signy-le-Petit, einem Flecken an der Grenze von Champagne, bemerkte ein Landmann durch die Hecke seines Hofs, daß ein Wolf um seinen Maulesel herumgieng, welchem aber nicht beizukommen war, weil er beständig hinten ausschlug. Wie der Landmann die Unerschrockenheit des Maulesels sah, blieb er ganz ruhig und hoffte nun nicht mehr genöthigt zu seyn, ihn durch seine Leute in dem Gehölze hüten zu lassen, wie jeder aus Furcht vor den Wölfen zu thun gezwungen ist. Nachdem der Angriff und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatten, sahe er den Wolf mit Heftigkeit nach einer nahen Pfütze hinlaufen, und sich zu wiederholtenmalen daselbst untertauchen. Der Beobachter meinte, er thue das vor Ermüdung, und zweifelte daher gar nicht, daß der Maulesel den Sieg bereits davon getragen habe. Aber jetzt kehrte der Wolf rasch auf den Kampfplatz zurück, und näherte sich, so viel er konnte, dem Kopfe des Maulesels, schüttelte sich heftig und sprützte ihm eine große Menge Wassers in die Augen, so daß er sie fest zuschließen mußte. In diesem Augenblick stürzte der Wolf auf denselben los, und erwürgte ihn, ohne

daß der Landmann früh genug zu seiner Rettung hätte herbeieilen können.

120. Eifersucht, Familienband und Kinderzucht der Seebären.

Die Mütter unter den Seebären haben, — nach Hrn. Prof. Steller's Berichte *) — eine ausgezeichnete Liebe für ihre Jungen, und liegen, wenn sie geworfen haben, mit denselben haufenweise an den Ufern. Die Jungen spielen schon die ersten Tage miteinander. Sie üben sich unter andern auch im Kämpfen, und wenn einer von ihnen über den Haufen geworfen wird, läuft der Vater brummend hinzu, scheidet die Streitenden, leckt den Ueberwinder und sucht ihn mit dem Maule zu Boden zu werfen. Je mehr der Junge widersteht, desto lieber ist es dem Vater. Die trägen Jungen sind nicht so beliebt bei ihm; daher kommt es, daß einige um den Vater, andre um die Mutter sind. Die Männchen haben oft acht, funfzehn bis funfzig Weiber, und sind sehr eifersüchtig, so daß sie, wenn ein fremder Bär Miene macht, sich zu nähern, wie rasend werden.

*) Hamb. Magaz. Bd. II.

Obgleich viele Tausend haufenweise an den Ufern liegen, macht doch ein jeder Haufen eine besondre Familie aus. Eine einzige Familie, aus Alten und Jungen, kann solchergestalt oft aus hundertundzwanzig Stück bestehn. Diese Thiere sind so boshaft und ehrgeizig, daß sie lieber sterben als weichen. Sobald sie einen Menschen erblicken, gehn sie ihm entgegen und wollen ihn nicht weiter kommen lassen. Die andern nehmen dann ein jeder seinen Platz, und machen sich zum Kampfe bereit. Die Menschen sind daher genöthigt, sich mit ihnen zu schlagen, um ihren Weg fortsetzen zu können. Wenn man große Steine unter sie wirft, so lassen sie ihre Wuth an den Steinen aus, gehen aber gleich wieder um so eifriger auf die Menschen los, und erfüllen die Luft mit einem erstaunlichen Gebrüll. Man versuchte, ihnen die Augen, die weit aus dem Kopfe hervorstehn, auszuschlagen, und warf ihnen Steine zwischen die Zähne; so verwundet und blind aber das Thier auch wurde, durfte es doch nicht weichen. Denn wenn es sich zurückzieht, wird es von den andern, die hinten sind, angefallen, und diese beißen dann den Flüchtenden und zwingen ihn zum Bleiben. Weil das eine Thier das andre, das fliehen will, aufzuhalten sucht, so geschieht es, daß sie einander in Verdacht halten, die Flucht nehmen zu

wollen, und dieser Streit wird denn oft sehr allgemein. Wenn zwei sich mit Einem schlagen, kommen die andern dem schwächern Theile zu Hülfe. Während der Zeit, daß sie sich so auf dem Lande schlagen, stecken andre, die im Meere sind, den Kopf hervor, und sehn eine Zeitlang zu. Endlich aber werden sie auch aufgebracht, begeben sich ans Land, und mischen sich in das Gefecht.

Wenn zwei eine Zeitlang mit einander gestritten haben, legen sie sich neben einander, lecken einander, und ruhen aus; darauf fangen sie den Streit wieder an. So lange sie an Kräften gleich sind, schlagen sie sich blos mit den Vorderbeinen; wenn der eine aber Ueberhand bekommt, greift er den andern mit den Zähnen an, und stößt und wirft ihn auf die Erde. Sobald die andern, die unterdessen Zuschauer gewesen sind, dieses sehn, laufen sie herbei, und helfen dem Ueberwältigten.

Die Männchen haben große Liebe zu ihren Weibchen und Jungen; und diese haben wieder große Furcht vor jenen. Man kann dem Weibchen die Jungen nehmen; wenn dann die Mutter flieht und das Junge nicht mit sich nimmt, sondern es nehmen läßt, so fällt der Vater nicht die Räuber an, sondern packt die Mutter mit den Zähnen und stößt sie zwei- bis dreimal so hart an

den Felsen, daß sie wie todt liegt. Sie erholt sich wieder, kriecht demüthig zu dem Männchen, und weint so, daß die Thränen auf die Brust heruntertraufeln. Indessen geht das Männchen auf und ab, knirscht mit den Zähnen, rollt die Augen schrecklich im Kopfe herum, und wirft den Kopf von einer Seite zur andern. Endlich, wenn er die Menschen mit dem Jungen weggehen sieht, fängt er zugleich mit ihr an so stark zu weinen, daß die ganze Brust bis an die Beine von Thränen naß wird. So weint auch dieses Thier, wenn es verwundet worden, oder ihm ein großes Unrecht geschehen ist, und es sich nicht rächen kann. Ich habe bemerkt, sagt der Verf., daß die gefangenen Seekälber auf ähnliche Art weinen.

Diese Thiere geben einen verschiedenen Laut von sich, je nach ihren verschiedenen Umständen. Wenn sie auf dem Lande liegen, und zum Zeitvertreib schreien, so lautet ihre Stimme beinahe als das Gebrülle der Kühe, wenn sie kalben. Wenn sie sich schlagen, brummen und brüllen sie wie Bären. Wenn sie gesiegt haben, geben sie einen klaren und wiederholten Laut, als die Grille; sind sie aber verwundet und überwunden, so ächzen sie heftig, wie die Katzen und Seeottern. Auf ebenem Felde laufen sie sehr schell, so, daß man ihnen schwer entlaufen kann; sie können aber

nicht leicht die Anhöhen hinaufkommen. Einmal, sagt der Verf., haben sie mich mehr als sechs Stunden belagert gehalten, und endlich wurde ich genöthigt, eine sehr steile Anhöhe hinanzuklettern, um auf diese Art vor ihnen sicher zu seyn.

121. Schlauigkeit des Landbären *).

Unter andern Bemerkungen von dem Verstande und der Oekonomie des Landbären, ist insonderheit die Schlauigkeit merkwürdig, mit welcher er, nach dem Berichte der Kamtschadalen, das schnelle Rennthier fängt. Die Rennthiere halten sich nähmlich in zahlreichen Haufen beisammen, weiden insgemein in den niedern Gegenden und ernähren sich von dem Grase, das am Fuße der Felsen und jähen Anhöhen wächst. Wenn der Bär sie erblickt, wählt er sich einen Platz, der höher liegt als der Ort, wo sie grasen, nähert sich ihnen mit Vorsicht, und versteckt sich, je näher er kommt, zwischen den Felsen. Wenn er nun gerade über ihnen ist, und nahe genug, sein Vorhaben auszuführen, so fängt er an, mit seinen

---

*) Jac. Cooks Neueste Reisebeschreibungen. Nürnberg und Leipzig, 1786. Thl. 2.

Tatzen Stücke vom Felsen loszureißen, und sie auf die Rennthiere hinabzuwälzen. Gleich darauf verfolgt er sie nicht, sondern wartet so lange, bis er eins getroffen hat, dann fällt er über seine Beute her, und ist bei seinem Angriffe glücklich oder nicht, je nachdem das Rennthier mehr oder weniger verwundet ist.

122. List des vom Spürhunde verfolgten Hasen.

Ein vom Spürhunde verjagter alter Hase scheint seine Flucht gleich Anfangs der Geschwindigkeit seines Verfolgers gemäß einzurichten. Er scheint aus Erfahrung zu wissen, daß eine schnelle Flucht ihn weniger sicher außer Gefahr setzen würde, als eine bedachtsame, indem die Jagd länger dauern, und er mit seinen Kräften, sofern er sie schont, desto länger ausreichen könne. Er scheint sich gemerkt zu haben, daß die Hunde in dichten Gebüschen, wo die Berührung seines ganzen Leibes ihnen eine lebhafte Witterung hinterläßt, ihn hitziger und anhaltender verfolgen, als auf dem freien Felde, welches die Läufte nur obenhin berühren. Er vermeidet also die Gebüsche, und läuft fast immer auf gebahnten Wegen. Wenn ihn aber Windhunde in der Nähe verfolgen, ent-

fernt er sich von ihnen, und sucht eine Zuflucht in den Gebüschen. Die Ueberzeugung, daß ihn gute Spürhunde, auch ungesehn, verfolgen und seiner Fährte nachgehn, führt ihn zu einer List, die man bewundern muß.

Wenn er eine große Strecke in gerader Linie gelaufen ist, geht er auf eben demselben Wege wieder ein wenig zurück, um auf diesem Stück Weges seine Spur zu verstärken. Nach dieser List thut er einige starke Seitensprünge, und entzieht dadurch, wenigstens auf eine Zeitlang, den Hunden die Witterung seines Weges. Durch diesen Vortheil kann er die nachsetzenden Hunde noch einige Zeit aufhalten und sich einen vortheilhaften Vorsprung verschaffen.

Zuweilen jagt er einen andern Hasen von seinem Lager auf und nimmt so lange dessen Stelle ein. Er bringt also, durch tausend listige Mittel, Jäger und Hund von ihrem Wege ab. Die jungen Thiere besitzen viel weniger List, als die alten. Bloß die Kenntniß mancherlei versuchter Vorfälle, scheint bei diesen jene schnellen und richtigen Entschließungen hervorzubringen, aus welchen diese vielfältigen Handlungen entstehn.

123. Eine Gemse stürzt verzweiflungsvoll sich und ihren Verfolger in den Abgrund.

Zwei Jäger setzten einst in der Schweiz einem Gemsbocke nach, der bald über grausenvolle Felsenhöhlen sprang, und bald diese bald jene gefährliche Klippe erstieg, je nachdem er am leichtesten und sichersten seine Rettung zu bewerkstelligen glaubte. Endlich ertappten ihn seine kühnen Verfolger in einer Steinkluft, wo ihm kein andrer Ausweg übrig blieb, als der, den seine Feinde besetzt hielten. Was that er? Er stand oben auf einem Felsenstücke, zielte von da nach einem der Jäger, stürzte sich voller Verzweiflung auf ihn hinab und stieß ihn mit in den Abgrund, aus welchem er dann weiter entfloh und seinen unglücklichen Verfolger todt zurückließ.

124. Gelehrigkeit des Eichhörnchens.

Von der Gelehrigkeit dieses Thiers wird folgendes Beispiel erzählt. Eine Dame in Rußland hatte eins derselben, welches ihr gewöhnlich die Nüsse aufbiß, und ihr die Kerne mit seinen kleinen Pfoten überreichte. Sie hatte es abgerichtet, Geld zu zählen, und die Aufmerksamkeit dieses kleinen

Thiers

Thiers gieng so weit, daß, wenn es ein Stück Geld auf der Erde liegen sah, es solches aufhob, und seiner Gebieterinn brachte. Sie ließ sich sogar von ihm kämmen und pudern. Dieses Thier hatte eine solche Anhänglichkeit an seine Gebieterinn, daß es, ungeachtet seiner natürlichen Lebhaftigkeit, ganz stille lag und sich gar nicht rührte, sobald dieselbe sich nicht wohl befand.

125. Wie die Fischottern sich zum Fischfange abrichten lassen.

Die Fischotter, ein vierfüßiges Seethier, hat ungefähr die Größe eines Dachses, und in der Lebensart viele Aehnlichkeit mit dem Biber. Die Fische sind die gewöhnliche Nahrung dieses Thieres, und der Schade, den es in den Gewässern anrichtet, ist um so beträchtlicher, weil es sogar die Fischernetze zerreißt. Man hat aber in verschiednen Ländern ein Mittel erdacht, diese Thiere zahm, und zum Fischfange für die Menschen nützlich zu machen.

Wenn man in einer Falle eine lebendige Fischotter gefangen hat, so bindet man sie sorgfältig an, und nährt sie einige Tage hindurch mit Fischen und Wasser; alsdann mischt man unter diese

Nahrung Milch, Kohl und allerlei Kräuter, und wenn man gewahr wird, daß sie sich an diese Art von Nahrung gewöhnt hat, so vermindert man ihr das Fischfutter immer mehr, und gewöhnt ihr dasselbe endlich gänzlich ab. Glaubt man, sie nun durch häufiges Besuchen und Zureden völlig zahm gemacht zu haben, so bindet man ihr ein Leitseil um den Hals, und gewöhnt sie zu folgen, auf den ersten Wink zu gehorchen, und alles, was man verlangt, zu apportiren. Sobald sie auf diese Art abgerichtet ist, führt man sie zu dem Ufer eines Flusses, wobei man kleine todte und andre, ein wenig größere, aber noch lebendige Fische mitnimmt. Anfangs wirft man die kleinen ins Wasser und das Thier holt sie mit Vergnügen sogleich heraus; man nöthigt es aber, sie den Augenblick an Ort und Stelle wieder zurückzutragen. Mit den lebendigen macht man es hernach eben so; die Fischotter erhascht sie mit gleich großer Leichtigkeit, und kommt ebenfalls damit herbei, sie ihrem Herrn zu bringen. So abgerichtet darf man ihr nachher nur einen Wink geben, und sie bringt so viele Fische herbei, als man nöthig hat.

126. Die Seeottern bitten schmeichelnd um ihr Leben, und bezeigen eine außerordentliche Liebe und Treue gegen ihre Jungen.

Daß Thiere sich oft durch Schmeicheleien dieser und jener Gefahr zu entziehen suchen, beweiset, außer den Hunden und vielen andern Thieren, auch sogar die Seeotter. Denn wenn nach der Jagd viele derselben mit Fleiß in die Enge getrieben werden, und man ohne die Absicht, ihnen zu schaden, die Keulen ergreift, so werfen sie sich schmeichelnd nieder, sehen allenthalben umher, kriechen langsam, wie die Hunde, durch die furchtbaren Menschen hinweg, und springen, sobald sie sich außer Gefahr sehn, in starken Sätzen zum Meere. Wenn sie der Keule des Jägers entkommen sind, so machen sie, seiner gleichsam spottend, allerlei lächerliche Gebehrden.

Eben dieses Thier liebt seine Jungen ganz ausserordentlich, und sucht sogar durch Mittel, die ihm selbst Gefahr drohn, selbige, wenn sie gefangen worden sind, zu befreien. Man mag sie im Meere oder auf dem Lande verfolgen, so lassen sie ihre Jungen doch nie, selbst dann nicht, wenn sie dadurch auch in Lebensgefahr gerathen sollten. Ja

diese mütterliche Zärtlichkeit ist so groß, daß sie oft sich tödten lassen, um nur ihre Jungen nicht zu verlieren. Deswegen werden sie öfters getödtet, da sie sonst gut hätten davonkommen können.

„Oft habe ich die Weibchen, denen ich die Jungen wegnahm, nicht getödtet *). Sie winselten darüber für Betrübniß, wie ein Mensch, und folgten mir, der ich die lebendigen Jungen trug, von weitem nach. Sie riefen die Jungen durch eine Stimme zu sich, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee, wo sie ganz nahe zu mir kamen, und bereit waren, die Jungen wieder fortzutragen. Nach acht Tagen kam ich wieder an eben den Ort, wo ich die Jungen weggenommen hatte, und fand daselbst noch ein Weibchen, welches sich, ohne im geringsten zu fliehn, todtschlagen ließ. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie, wie es schien, vor Traurigkeit und Gram, über den Verlust ihrer Jungen, so mager geworden, daß nur noch sehr weniges Fleisch an ihr war **).“

---

*) S. Hrn. Prof. Steller's Aufsatz im Hamburg. Magaz. 11 Band.

**) Sollte also die Meerotter nicht ein sehr getreues Gedächtniß besitzen; da sie sich wegen eines Unglücks auf eine gränzenlose Art und so anhaltend

„Ein andermal sah ich von weitem eine Mutter mit dem einjährigen Jungen schlafen. Wie die Mutter uns gewahr wurde, lief sie zu ihrem Jungen hin, weckte es auf, und zeigte ihm an, die Flucht zu nehmen. Als es aber lieber schlafen, als entfliehen wollte, ergriff sie es mit den Vorderfüßen, und wälzte es wie einen Stein ins Meer.“

127. Mütterliche Sorgfalt des Beutelthiers.

Dieses kleine vierfüßige Thier gehört in Amerika zu Hause, und ist ungefähr von der Größe eines Kaninchens. Das Weibchen ist von der Natur mit einem Beutel versehn, wodurch dasselbe der ausserordentlichen Liebe, die es zu seinen

---

grämt, und nicht einmal an die Nahrungsmittel gedenkt? Läßt sich nicht vermuthen, daß sie an dem Orte, wo sie ihr Junges verloren hatte, deswegen verweilte, weil sie dachte, der Räuber desselben könne wol mit dem Geraubten wieder an diesen Ort hinkommen? Sollten wol die Thiere bloß nach Trieben handeln, ohne sich je eines Zwecks bewußt zu seyn?

Jungen hegt, Genüge thun kann. Diese kommen nackt, kahl, und mit geschlossenen Augen auf die Welt. Die Mutter pflegt ihrer mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt, verläßt sie nie, liebkoset sie ohne Aufhören, ernährt sie, und steckt sie, um sie zu erwärmen, in ihren Beutel. Sie trägt sie allenthalben mit sich herum, ohne sie der Luft oder der Kälte auszusetzen. Sie reicht ihnen ihre Brüste, die an dem Eingange dieser tragbaren Wiege gerade an der Stelle sich befinden, wo die Kleinen hinreichen können. Wenn die Jungen stärker werden, läßt sie die Mutter von Zeit zu Zeit heraus, hauptsächlich wenn es regnet, um sie zu waschen; nachher trocknet sie dieselben mit ihren Pfoten, leckt sie ab, und steckt sie geschwinde wieder in ihre Tasche. Zuweilen, bei schönem Wetter, legt sie sie an die Sonne, und macht ihnen, wenn sie erst Augen haben, Zeitvertreib, tanzt mit ihnen, lehrt sie gehn und tausenderlei Possen machen. Sobald sie aber stark genug sind, selbst ihre Nahrung zu suchen, so stellt sie sich, als ob sie sie von selbst jagte, gleichsam um sie aufzumuntern, sich nicht länger auf die mütterliche Sorgfalt zu verlassen; indessen folgt sie ihnen doch in der Ferne nach, und wacht über sie. Benachrichtigt sie dann das geringste Geräusch von einer Gefahr, so läuft sie hinzu, steckt sie alle in ihre

Tasche, und trägt sie nach einem Orte, wo sie sicher sind.

128. Gerechtigkeitspflege der Murmelthiere.

Es ist bekannt, daß die Murmelthiere familienweise in Höhlen wohnen. Bevor sie des Morgens herauskommen, steckt eins der ältesten vorsichtig den Kopf hervor, sieht aufmerksam umher, ob Alles sicher sey: dann pfeift es stark, und nun sieht man sie aus diesem und andern benachbarten Löchern haufenweise hervorgehn. — Sie halten wie die Störche auch eine Art von Blut-Gericht über ihre Missethäter. Denn zuweilen schleicht sich eins dieser Thiere in räuberischer Absicht in eine fremde Höhle; und ihre Strafe bei der Entdeckung ist sehr hart. Nach ihrem Criminalrechte wird der Diebstahl nicht am Leben bestraft; vielmehr schleppen die Eigenthümer den Räuber aus der Höhle, zerbeißen ihn erbärmlich, wobei die ganze Familie geschäftig ist, und dann lassen sie ihn laufen.

129. Des Ichnevmons Ueberlegung beim Zerbrechen der Krokodilleyer.

Der Ichnevmon ist ein kleines vierfüßiges Thier, von der Wieselart, welches häufig in Egypten angetroffen wird. Es schafft dem Lande vielen Nutzen, weil es die Eyer der Krokodille verzehrt, die es aus dem Sande hervorsucht. Selbst die kleinen Jungen dieser gefährlichen Thiere frißt der Ichnevmon gern. Da das Maul aber nicht genug gespalten ist, so daß er die Eyer damit nicht fassen kann, so wirft er sie in die Höhe, und sucht sie zu zerbrechen, oder rollt sie auf hundert verschiedene Arten auf der Erde herum. Findet er einen Stein in der Nähe, so stellt er sich gleich mit dem Rücken gegen ihn, dann sperrt er seine Hinterbeine auseinander, nimmt mit den vordern das Ey auf, und wirft es unterm Bauche durch, gegen den Stein, und wiederholt diese Procedur, bis es zerbricht.

130. Ein Adler warnt seinen Erretter vor vergiftetem Wasser.

Wenn folgende vom Aelian erzählte Geschichte nicht zu offenbar das Gepräge der andächtigen Dichtung irgend eines Religionsschwärmers

an sich trüge, so würde man zugeben müssen, daß die Thiere eine menschliche Vernunft besäßen. „Sechszehn Schnitter," sagt er, „hatten wegen großen Dursts einen ihrer Mitarbeiter nach einer nahen Quelle gesandt, um Wasser zu holen. Dieser traf unterweges, indem er in der einen Hand den leeren Krug, und in der andern eine Sichel hielt, einen Adler an, um den sich eine Schlange geschlungen hatte, und der, außer Stand gesetzt sich zu vertheidigen, sich bereits als eine Beute dieses gefährlichen Thiers betrachtete. Das erste, was er that, war, daß er dem Gefangenen beisprang. Er haute mit seiner Sichel die Schlange mitten durch, so daß sie den Adler loslassen mußte. Alsdann gieng er hin, um seinen Krug zu füllen, und kehrte zu seinen Mitarbeitern zurück, die alle von dem Wasser, das er ihnen brachte, tranken. In dem Augenblick, da er selbst trinken wollte, stürzte sich aber der Adler, den er befreiet hatte, auf den Krug, so, daß er ihm aus der Hand fiel und zerbrach. Aus Verdruß hierüber verfluchte er den Vogel, den er einen Undankbaren nannte, tausendmal; indem er aber seine Augen auf seine Mitarbeiter warf, so sah er sie erblassen und in den letzten Zügen. Dieses kam von dem Wasser, das sie getrunken hatten, und der Adler, der es gewahr geworden war, daß die

Schlange die Quelle vergiftet hatte, war herzugeeilt, seinen Erretter der Gefahr zu entreissen." —

131. Der Canarien-Vogel ein Schriftsetzer.

Eines der seltensten Beispiele von Gelehrigkeit und dem Entwickelungsvermögen der Kunsttriebe bei Thieren ist folgendes. Ein alter Franzose hatte einen Canarienvogel abgerichtet, Worte, Nahmen und Farben zusammenzusuchen. Er befahl ihm, die Farben der Kleidung an dieser oder jener Person in einer Gesellschaft anzuzeigen. Der Vogel sah zuerst die ihm angezeigte Person von Kopf bis zu Fuß genau an, suchte sofort einzeln alle die Haupt- und Nebenfarben aus einer Schachtel, worin sich kleine Proben seidener Zeuge von allen Farben befanden, hervor, und legte sie dann auf den Tisch, der bestimmten Person gegenüber.

Aus einem Kästchen voll Buchstaben, die einzeln auf Papier geschrieben waren, setzte das Thier jeden ihm vorgelegten Nahmen zusammen. Gab man ihm ein sehr langes Wort auf, worin ein und derselbe Buchstabe öfterer vorkam, als dieser sich in seinem Alphabete fand, so nahm er aus dem ersten Theile des Worts, diesen dorthinge-

legten Buchstaben heraus, und legte ihn nun da gegen das Ende hin, wo er und der Zuschauer ihn beim weitern Lesen brauchten. Auf diese Weise rückte er zweimal einen aus seiner ersten Stelle, nach hinten hin, da man ihm den übermäßig langen Nahmen Constantinopolitanus aufgab.

Die Stärke der Einbildungskraft und die feste Aufmerksamkeit, die der Vogel durch diese Abrichtung erhalten hatte, ist in der That zu bewundern.

132. Rebhühner folgen wie Hausthiere der Stimme ihres Herrn.

Busbeck*) erzählt von den Rebhühnern auf Chios, daß sie dort in den Häusern bei den Menschen wohnen. Beinahe jeder Bauer unterhält mehr oder weniger derselben, je nachdem er Lust und Gelegenheit dazu hat. Gleich in der Morgendämmerung ruft sie ein Hirt durch einen gewissen Laut, dann laufen sie herbei und versammeln sich haufenweise an dem Wege. Darauf folgen sie dem Hirten wie bei uns die Schafe, und gehen aufs Feld hinaus, wo sie sich den gan-

*) Busbequii omnia quae exstant. Dresden.

zen Tag vergnügen und ihren Unterhalt suchen. Gegen Abend werden sie durch eben das Zeichen zurück gerufen; sie versammeln sich wieder und gehn nach dem Hause, wo sie des Nachts zu seyn pflegen. Hiezu werden sie folgendermaßen erzogen: sobald die Jungen ausgebrütet sind, nehmen die Bauern sie in den Busen innerhalb des Hemdes, führen sie so einige Tage herum, und legen sie zuweilen an den Mund, wo sie sich von dem Speichel ernähren. Dadurch werden diese Vögel so an ihre Pflegväter gewöhnt, daß sie die ihnen erzeigte Wohlthat nie wieder vergessen; doch muß der Hirt dafür sorgen, daß diese Vögel nicht die Nacht über auf dem Acker bleiben.

135. Der Seerabe rapportirt wie ein Pudel.

Der Seerabe, ein Vogel von der Größe einer Gans, ist ein vortrefflicher Fischer. Er hält sich an den Küsten des Meeres auf, und taucht sich unter das Wasser, um Fische herauszuholen. Wenn er sich mit seinem krummen Schnabel eines Fisches bemächtigt, ihn aber nicht bei dem Kopfe, sondern bei dem Schwanze gefaßt hat, so kann er ihn, wegen der widerstraubenden Floßfedern und Schuppen, nicht gut verschlucken; er schleudert ihn

daher in die Luft, und weiß ihm dabei einen solchen Schwung zu geben, daß er mit dem Kopfe zu unterst zurückfällt; dann fängt er ihn mit solcher Geschicklichkeit auf, daß ihm sein Griff niemals fehlschlägt.

Nach le Comte richtet man in China diese Vögel zum Fischfange ab. Ein einziger Fischer kann leicht bis hundert unter seine Aufsicht nehmen. Sie setzen sich auf den Rand des Fahrzeuges, und wenn sie an dem Orte, wo man fischen will, angelangt sind, so fliegen sie auf das geringste Zeichen alle weg, und vertheilen sich über einen Weiher. Sie tauchen hundertmal unter, und kommen wieder hervor, und suchen so lange, bis sie ihre Beute gefunden haben. Dann ergreifen sie selbige mit dem Schnabel, und bringen sie augenblicklich zu ihrem Herrn. Wenn der Fisch zu groß ist, so helfen sie einander. Einer nimmt ihn beim Kopfe, der andre beim Schwanz, und so fliegen sie mit ihm nach dem Fahrzeuge zu. Hier hält man ihnen lange Ruder hin, worauf sie sich mit ihrem Fische niedersetzen, und ihn ablegen, um aufs neue mehrere zu holen.

134. Freundschaft zwischen einer Taube und einer Katze.

Der verstorbene Robert James Esq. zu Pultney hatte eine Katze, welche eine große Anhänglichkeit zu einer Taube bezeigte, und die auch von der Taube erwidert wurde. Man fand oft beide Thiere auf der Gartenmauer beisammen, und da diese Eintracht Herrn James interessirte, nahm er die beiden Geschöpfe in sein Haus, ließ sie zusammen fressen, und hatte das Vergnügen, zu sehn, daß sie stets unzertrennliche Gefährten blieben.

135. Zuneigung einer Gans zu einem Hunde.

Folgende Erzählung von einer Canada-Gans ist so sonderbar, daß man sie kaum für glaublich halten sollte, könnte nicht ein ganzes Kirchspiel die Wahrheit derselben bezeugen. Die Canada-Gänse lassen sich gewöhnlich nicht, wie anderes Federvieh, auf dem Hofe halten, sondern pflegen im Freien herumzulaufen. Zu Little-Grove (im Kirchspiele East-Barnet, in der Nähe von London) hatte sich indeß eines dieser Thiere von selbst so sehr an einen Haushund ge-

wöhnt, daß es nicht von der Hundehütte weg-wollte, ausgenommen, wenn es gefüttert wurde; worauf es jedesmal sogleich dahin zurückkehrte. Es saß stets dem Hunde zur Seite, wagte sich jedoch nie in seine Hütte, außer bei schlechtem Wetter. Wenn der Hund bellte, so fieng die Gans an zu schnattern, lief auf die Person zu, welche ihrer Meinung nach, der Hund anbellte, und suchte sie in die Fersen zu beißen. Einigemal wollte sie sogar mit dem Hunde fressen, welches aber dieser, der seine treue Gefährtinn sehr gleich-gültig behandelte, nicht duldete. Des Nachts wollte sie nicht mit dem andern Federviehe in den Stall, man mußte sie mit Gewalt hineinbringen. Wenn sie des Morgens auf die Weide getrieben werden sollte, so war sie nicht zum Hof-Gatter hinauszubringen; sondern saß den ganzen Tag neben dem Hunde. Endlich zwang man sie nicht mehr, sondern ließ sie nach Gefallen bei ihrem Freunde. Nun lief sie des Nachts mit ihm auf dem Hofe herum, und, was besonders merkwürdig ist, wenn der Hund von dem Hofe gieng und im Dorfe umherlief, so begleitete ihn die Gans, suchte sich mit ausgebreiteten Flügeln immer neben ihm zu halten, und folgte ihm so, theils fliegend theils laufend, durch das ganze Kirchspiel. Diese ausser-ordentliche Zuneigung der Gans zu dem Hunde,

die bis an dessen Tod dauerte, scheint daher zu rühren, daß sie jener einst rettete, als sich ein Fuchs ihrer bemächtigen wollte. Als der Hund krank wurde, verließ ihn die Gans weder Tag noch Nacht, selbst nicht, wenn sie gefüttert werden sollte; und vielleicht wäre sie verhungert, hätte man nicht jeden Abend ein Gefäß mit Futter an die Hundehütte gesetzt.

136. Störche scheinen den vermeintlichen Ehebruch in ihren Familien zu rächen.

Ein zu Smyrna ansäßiger Mann giebt als Augenzeuge einem seiner Freunde in einem Briefe *) von einer Art des Zeitvertreibes Nachricht, womit man sich in den Gegenden dieser Stadt belustigt. „Es giebt," sagt er, „hier zu Lande viele Störche. Um die Legezeit nehmen die Einwohner die Storcheyer aus dem Neste, und legen an deren Stelle Hühnereyer hinein. Wenn diese ausgebrütet sind, und das Männchen die Gestalt der Brut sieht, so wird es über die Verletzung,

*) Mercure de France, Novembr. 1777.

letzung, welche, seiner Meinung nach, der ehelichen Verbindung widerfahren ist, so empfindlich, daß es entsetzlich schreiet. Bestürzt versammelt sich der ganze Zug von Störchen um das Nest, stimmt einmüthig in den Unwillen über das scheinbare Unrecht ein, fällt zornig auf das arme Weibchen, und hackt mit dem Schnabel so lange auf dasselbe los, bis es erliegt. Die Jungen werden ebenfalls nicht verschont. Das Merkwürdige hierbei ist, daß das Männchen die Bestrafung nie mit verrichtet. Es geht nicht von der Stelle, sondern schreiet in einem fort, auf die ängstlichste Art, als ob es mit dem Schicksale seiner Familie Mitleiden hätte.

137. Wilde Störche verabreden, einen zahmen zu tödten.

Daß die Störche im Stande sind, einander ihre Gedanken bekannt zu machen, scheint folgende merkwürdige Erzählung Herrn Keyßlers zu zeigen *). In dem Hofplatze des Collegiums zu Tübingen hatte sich ein zahmer Storch viele Jahre lang aufgehalten. Auf einem benachbarten

---

*) Keyßlers neueste Reisen durch Deutschland und Böhmen ꝛc.

Hause war ein Nest, in welchem die ankommenden Störche jährlich zu brüten pflegten. In dieses Nest that einst im Herbste ein damals im Collegio studirender Graf, von Gräfenitz, einen Büchsenschuß. Wahrscheinlich war der im Neste sitzende Storch davon verwundet worden, denn er flog, von der Zeit an, in einigen Wochen nicht aus. Doch zog er nachher mit den übrigen Störchen zu ihrer gewöhnlichen Zeit hinweg. In dem folgenden Frühlinge fand sich ein Storch auf dem Dache des Collegii ein, welcher dem zahmen mit seinem Klappern verstehn zu geben schien, daß er zu ihm kommen möchte. Allein dem zahmen waren die Flügel verschnitten. Nach einigen Tagen kam der wilde selbst in den Hof herab. Der zahme gieng ihm klappernd entgegen, als wenn er ihn bewillkommen wollte; ward aber von dem wilden mit großem Ungestüm angefahren. Die gegenwärtigen Zuschauer beschützten ihn zwar; allein der wilde kam nachher oft wieder, und beunruhigte ihn den ganzen Sommer hindurch. In dem folgenden Frühjahre kamen, anstatt eines einzelnen, vier Störche miteinander, welche den zahmen in dem Hofe feindlich angriffen. Da er nun der Menge der Widersacher nicht widerstehn konnte, so kamen ihm die im Hofe befindlichen Hähne, Hühner, Enten und Gänse, sammt dem

übrigen Federviehe zu Hülfe, und stellten sich dergestalt, daß er sich mit Ehren aus seinem Kampfe herausziehen konnte. Man gab auf den zahmen Storch nun fleißiger Acht, und verhinderte, daß er nicht weiter angefeindet wurde. Im Anfange des dritten Frühjahrs aber stürzten über zwanzig Störche mit größter Wuth in den Hof, und brachten den zahmen Storch um das Leben, ehe ihm Menschen und Thiere Beistand leisten konnten. Der Haß dieser zwanzig Störche schien also von dem Hasse der vorjährigen vier seinen Ursprung zu haben, und diese vier schienen wieder durch die Feindschaft desjenigen, der zuerst mit dem zahmen Storche kämpfte, zu gleicher Feindseeligkeit veranlaßt worden zu seyn. Zwar kann man nicht mit Gewißheit behaupten, daß entweder der verwundete selbst die erste Feindschaft das Jahr darauf ausgeübt habe, aber so viel scheint man doch daraus schließen zu dürfen, daß die Feinde, welche den zahmen Storch drei Jahre nacheinander angriffen, ihre feindlichen Gedanken einander mitgetheilt haben müssen.

138. Der Staar ein Trompeter.

„Meine Eltern," schreibt J. G. Trimolt, „hatten einen Staar, der mancherlei Töne, nach

einiger Zeit, wenn er sie zu wiederholten Malen gehört hatte, von selbst nachahmte. Als meine jüngste Schwester noch klein war, und, wie es kleine Kinder zu thun pflegen, häufig schrie und weinte, so gab der Staar auf die hervorgebrachten Töne genau Achtung, fieng an, sie nachzumachen, und brachte es durch tägliche Wiederholung endlich dahin, daß er die schreiende und weinerliche Stimme des Kindes völlig nachahmte. Trat Jemand in der Folge, da meine Schwester schon größer war, in das Zimmer, wo sich das Thierchen befand, so wurde er sehr oft in Verlegenheit gesetzt und sonderbar getäuscht, indem er eine weinerliche Kinderstimme hörte, und doch, wenn er um sich blickte, kein schreiendes Kind bemerken konnte.

Eben dieser Vogel bildete sich auch allmählig zu einem Trompeter. Die Veranlassung dazu gaben ihm die Trompeter von einem Kavallerie-Regimente, das zum Theil in meine Vaterstadt zu stehen kam. Wenn diese, nach militärischem Gebrauche, des Abends nicht weit von meiner Eltern Hause bliesen, so horchte er genau darauf, und wagte es endlich, den Trompetenschall selbst nachzuahmen. Dieses gelang ihm auch so gut, daß er in einigen Wochen die ganze Musik, die aber jeden Abend dieselbe war, mit allen Pausen und Ab-

wechselungen des Taktes mehrmals unter großer Anstrengung mit schmetternder Stimme hersang.

139. Der Honigkuckuk im Einverständniß mit dem Menschen.

Herr Professor Sparrmann stellt an dem Honigkuckuk eine merkwürdige naturhistorische Erscheinung auf. Er lernte diesen Vogel am Vorgebirge der guten Hoffnung kennen. Folgendes sind seine eigenen Worte: „der Größe und Farbe wegen ist dieser Vogel zwar eben nicht merkwürdig; denn beim flüchtigen Anblicke gleicht er dem gemeinen grauen Sperlinge, obgleich er etwas größer und falber ist, auch einen kleinen gelben Fleck auf jeder Schulter hat, und die Schwanzfedern mit Weiß gemischt sind."

Eigentlich ist es wol weiter nichts, als Eigennutz, weshalb er den Menschen die Bienennester entdeckt. Denn Honig und Bieneneyer sind seine liebste Speise, und er weiß, daß beim Plündern der Bienennester etwas verloren geht, das auf sein Antheil fällt, oder daß man mit Fleiß etwas, als eine Belohnung für seinen geleisteten Dienst, übrig läßt. Bei dem allen setzt die Art, wie dieser Vogel seine Verrätherei bewerkstelligt, viele Ueberlegung voraus, und ist bewunderungswürdig."

„Morgens und Abends scheint seine vornehmste Eßzeit zu seyn; wenigstens zeigt er alsdann den meisten Eifer, mit seiner schnarrenden Stimme die Aufmerksamkeit der Menschen rege zu machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, in welchem der nächste Bienenschwarm sich aufhält, allmählich nachfliegt. Man folgt nach, und nimmt sich in Acht, durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen; sondern antwortet ihm lieber dann und wann mit leisem und ganz gelindem Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht." „Ich habe bemerkt," sagt Herr Sparrmann, „daß, wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um indessen den Bienenjäger zu erwarten, und von neuem aufzufordern, in eben dem Verhältnisse aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog, und sein Geschrei eifriger und öfterer erneuerte. Wenn er endlich beim Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirrdischen Gange gebaut seyn, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, und setzt sich dann gewöhnlich in einem benachbarten Busche oder Baume so, daß er nicht

gesehn werden kann. Man kann allemal versichert seyn, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz stille schweigt. Wenn man nun nach Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden und ausgenommen hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Theil der schlechten Scheiben, worin die junge Brut sitzt, zu überlassen, welche für ihn die delikatesten zu seyn scheinen."

140. Agami, der befiederte Menschenfreund.

Der schöne und wegen seiner außerordentlichen Neigung, um den Menschen zu seyn, merkwürdige Vogel, Agami, auch Trompeter genannt, ist eigentlich in den großen Wäldern des heissen Himmelstrichs von Amerika zu Hause, und hält sich gemeiniglich in zahlreichen Völkerschaften, gleich den Rebhünern, auf Bergen und Anhöhen auf.

Er ist unter allen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan, und die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. Er ist mit sehr leichter Mühe zahm zu machen, und alsdann läuft

er ganz frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien und giebt seine Freude durch besondre Töne zu erkennen. Kann aber hingegen der Agami eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine. Er gehorcht der Stimme seines Herrn sehr willig und geht übrigens zu allen Menschen, wenn sie ihm sonst nicht zuwider sind, sobald sie ihn rufen. Er liebt das Streicheln und Kratzen außerordentlich, und reicht in dieser Rücksicht beständig Kopf und Hals dar, verlangt diese Gefälligkeit auch wol mit Ungestüm. Er weiß die Stunde, wenn es zu Tische geht, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu fressen verlangt, ist sein Hauptgeschäft, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen, und sich allein Meister davon zu machen. Dabei ist er so muthig und herzhaft, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe, wiewohl oft nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weiß er mit der größten Kunst und Geschicklichkeit, den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe sich's sein Feind versieht, in die Höhe schwingt, und alsdann wie ein Pfeil wieder auf ihn hinunterstürzt, um ihm die Augen auszuhacken, oder ihn mit Schnabel und Krallen auf alle

Art zu verwunden. Und ist der Sieg einmal auf seiner Seite, so verfolgt er seinen Feind mit der größten Wuth, und würde ihn gewiß tödten, wenn man es nicht verhinderte. Da sich der Agami gewöhnlicher Weise der Hofhüner sehr treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andre schädliche Thiere beschützt, so will man sogar behaupten, daß sie bei den Schaafheerden statt der Hunde sehr wohl zu gebrauchen seyn würden. In den Straßen von Cayenne laufen beständig Agamis frei herum. Sie gehn auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer wieder zur rechten Zeit in den Wohnungen ihrer Herren ein. Man kann sich ihnen nähern, und sie ungescheut angreifen, wenn man nur will, nur muß man nichts ihnen Widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agamis haben die besondre Gewohnheit, sich unter fremden Personen, welche sie noch gar nicht gesehen haben, dann und wann, eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehn, und sie niemals verlassen. Man mag alsdann seine Wege verändern wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehn, der Agami folgt und bleibt vor dem Hause stehn, bis man wieder herauskommt. Er läuft, wenn man läuft, und stellt sich neben die Person, welche einmal sein Augenmerk ist, wenn sie

stille steht. Das dauert zuweilen zwei bis drei Stunden lang. Es giebt sogar einige derselben, welche einem jeden Fremden, der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und ihn in den Gärten, Allee auf, Allee ab, so lange begleiten, bis er sich gänzlich wieder entfernt. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen alle Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen; daher er denn sehr oft Negern und Bedienten, wenn sie sich ihrem Herrn bei Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Beine hackt.

Etwas ausgezeichnet Eigenes an diesem Vogel ist noch dieß, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern seines Leibes durch eine kaum bemerkbare Oeffnung am Schnabel von sich giebt; daher der Beinahme eines Trompeters; in welcher Eigenschaft er sich besonders alsdann hören läßt, wenn er, freudig über das Wiedersehn seines Herrn, um diesen herumläuft oder von ihm gestreichelt und gekratzt wird.

141. Das Vorempfindungsvermögen einer Amsel *).

Folgende Nachricht kommt von einem Manne her, der, wie man aus drr Erzählung wahrneh-

*) Vom Hrn. Legationsrath Lichtenberg.

men wird, nicht gleich bei jedem Vorfalle, der sich nicht sofort erklären läßt, Mirakel schreit. Selbst für die Glaubwürdigkeit der in der Geschichte genannten Hauptpersonen kann ich Bürge seyn, da ich sie alle persönlich kenne. Hier ist die Erzählung wörtlich.

Dem Candidaten S** in B* ward ein Nest voll junger Amseln gebracht, und Hr. S** übernahm ihre Erziehung und zugleich den Unterricht in der Musik. Seine Zöglinge starben bald, bis auf einen, der nicht nur gleich anfangs einen dauerhaften Körper, sondern auch viel Genie zeigte, so daß er in Zeit von einem halben Jahre beinahe alle Kirchenmelodien, und obendrein noch viele Trompeter-Stücke inne hatte. Der Vogel wurde die Bewunderung der ganzen Gegend, aber eben dadurch seinem Lehrherrn ein theurer Hausgenosse. Dieser verschenkte ihn an seine Schwester, die Frau des Pfarrers H. in S. In dem neuen Dienste zeigte der Sänger mehrere Tage hindurch einige Schwermuth; nachher aber machte er seiner neuen Herrschaft eben das Vergnügen, als vorhin seinem Lehrmeister. Nach etwa vier Monathen seines Dienstwechsels, hatte er sich einmal des Abends schon zur Ruhe begeben, als er auf einmal schnell auffuhr, ganz wie rasend in dem

Käficht herumflatterte und besonders gegen das Gatter schwirrte und zischte, eben als wenn man jungen Vögeln das Futter zureicht. Kein Mensch konnte ergründen, was dem Vogel widerfahren sey; man glaubte, es müßte ihn ein Insekt gestochen haben. Man nahm daher den Bauer herunter, und suchte ihm Hülfe zu schaffen; allein alles war vergebens und die ganze Pfarr-Familie kam über diesen besondern Vorfall in Besorgniß, als auf einmal Hr. G** unvermuthet in die Stube trat, womit sich der Vorfall endigte und der Vogel sich ganz gelassen zur Ruhe begab. Herr G** hielt es für eine Krankheit, die er doch niemals vorher an dem Vogel bemerkt hatte. Etwa nach vier Wochen fieng die Amsel mitten im Singen den nähmlichen Lärm wieder an, und nachdem sie, wie vorher, damit eine gute Viertelstunde angehalten hatte, trat auch Hr. G** wieder zum Besuch in das Zimmer, und beschloß durch seine Gegenwart den Auftritt. Nun war es nicht schwer, auf einen Zusammenhang oder Einfluß des Lehrmeisters auf seine Schülerin zu rathen. Herr Pfarrer H., ein sehr aufmerksamer und denkender Mann, ersuchte seinen Schwager, Herrn G**, ihm einen baldigen neuen Besuch zu machen. Herr G** verstand sich dazu, und siehe! man hatte sich in der obigen Muthmaßung nicht

betrogen. Der Versuch ist mehr als zwanzig Mal mit gleichem Erfolge wiederholt worden.

142. Schelmerei einer Schwalbe.

Ein Liebhaber der Naturkunde in Paris hat einen Zug in dem Charakter der Schwalbe bemerkt, welcher einiges Nachdenken dieses Vogels verräth. Unter dem Portal des Collegiums der Vier Nationen, wurden zu gleicher Zeit zwei Schwalben-Nester in einer geringen Entfernung von einander gebauet. Eine von den Schwalben des einen Nestes flog immer in der Runde herum, bis sie sah, daß die Baumeister des andern Nestes beide davon flogen. Alsdann kam sie den Augenblick und holte von der frischen zubereiteten Erde, die sie aufgetragen hatten, und verbaute sie an ihrem Gemäuer. Dieser Dieberei hat der Beobachter über eine halbe Stunde mit vielem Vergnügen zugesehn.

143. Eine Schwalbe rächt die Ungerechtigkeit eines Sperlings.

Einst hatte eine Schwalbe mit vieler Mühe und Sorgfalt an der Wohnung eines aufmerksamen Naturbeobachters ihr Nest beinahe vollendet,

und war eben im Begriff, ihr erstes Ey hineinzulegen: da nahm ein räuberischer Sperling, der nicht Lust hatte, sich selbst ein Nest zu bauen, gewaltsamer Weise Besitz von dem Neste, und wich nicht von der Stelle, so oft die arme geängstigte Schwalbe auch kam, um den Räuber ihres Eigenthums wieder herauszujagen. Die Schwalbe baute indessen noch immer an ihrem Neste, und vermauerte die Oeffnung desselben so dicht, daß auch die schlauste Schwalbe nicht mehr im Stande war, in das Nest hineinzudringen. Noch viel unmöglicher war es dem Sperlinge, der darin saß und bereits seine Eyer legte, wieder herauszukommen. Ja die bestrafende Schwalbe fuhr in ihrem gerechten Eifer fort, die Oeffnung so zu verkleinern, bis endlich gar keine mehr vorhanden, und das ganze Nest vermauert war.

144. Sympathie zwischen zwei Hähnen.

Die Hähne sind stolz und muthig, und beissen sich hartnäckig. An diesem sonderbaren Schauspiele finden verschiedene Nationen Vergnügen. In England hat man die Gewohnheit, ganz eigentlich Hähne zum Kampf zu halten. Man kündigt diese Hahnengefechte an, die mitten auf einem Amphitheater vor sich gehen, wo sich die Zuschauer

in großer Menge versammeln. Es geschehen oft ansehnliche Wetten bei dieser Gelegenheit, und das Geld, welches man niederlegt, gehört denen zu, deren Hähne den Sieg davontragen. Es giebt unter diesen kriegerischen Hähnen einige, die lieber sterben, als sich überwinden lassen, oder sich durch eine schändliche Flucht retten. Auch die Chineser und einige Völker auf den Philippinischen Inseln und in Ostindien halten viel auf diese Art Schauspiele.

Es waren zu Chester zwei sehr schöne Hähne, die sich auf dem Kampfplatze öfters ausgezeichnet hatten. Da man gern wissen wollte, wer von beiden der stärkste sey, wurden sie gegeneinander gestellt. Die Zuschauer erklärten sich bald für einen, bald für den andern dieser beiden Helden, und ihre Erwartung war auf's Höchste gespannt; allein die beiden Hähne sahen sich an, und giengen, zum Erstaunen des Publikums, nicht aufeinander los. Man warf ihnen einige Körner zu, um sie böse zu machen; sie fraßen sie aber zusammen, und spazierten nachher freundschaftlich miteinander herum. Man setzte eine Henne unter sie, in der Meinung, daß die Eifersucht das gute Vernehmen unterbrechen würde, auch hierin betrog man sich; sie liebkoseten die Henne wechselsweise und ohne Eifersucht. Der Aufseher der Spiele

trennte sie, und bemahlte ihre Federn, damit sie sich unter dieser veränderten Farbe nicht mehr erkennen möchten. Dieß Mittel gelang nicht besser; die beiden Hähne brachen den Frieden auf keine Weise. Endlich stellte man jedem von ihnen neue Hähne vor; sie wurden wüthend, fochten gegen ihre Widersacher und schlugen sie. Da man sie recht erboßt sah, nahm man die fremden Hähne weg und ließ nur blos sie auf dem Kampfplatze; allein auch jetzt blieben sie noch Freunde, und bewiesen, daß unerschütterliche Freundschaft auch unter Hähnen herrschen könne.

135. Eine Viper stellt sich todt, um dem Tode zu entgehen.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist oft ein Mittel, die Einsichten und Ueberlegungen der Thiere bis zu einer Art von List zu erheben. Dieß beweiset unter andern das Verfahren der Thiere beim Anblick eines überlegnen Feindes. Gleichsam als ob sie vermutheten, daß der Mensch, ausser ihrem Tode, keine andre Absicht bei ihrer Verfolgung haben könne, bedienen sie sich in dergleichen Fällen des Vortheils, nach einigem vorhergegangenen Widerstande, sich todt zu stellen.

Herr Bertram in England hatte gehört,

daß

daß die Vipern stürben, sobald man ihnen etwas vom Speichel eines Menschen in den Rachen brächte. Um sich von der Wahrheit dieser Sache zu überzeugen, reizte er eine Viper so lange, bis sie den Rachen aufsperrte, und brachte, vermittelst eines Stocks, etwas von seinem Speichel hinein. Die Viper, welche sich augenblicklich auf dem Rücken wälzte, schien völlig todt zu seyn. Hr. B. sah aber bald, daß sich die Viper, um den wirklichen Tod zu vermeiden, nur todt gestellt hatte.

146. Gelehrigkeit der Hutschlange.

Diese Schlange hat ihren Nahmen von einer Haut am Kopfe, die sie, wenn sie gereizt wird, aufbläset, und welche ihr beinahe das Ansehn giebt, als wenn sie einen runden Hut auf dem Kopfe habe. Sie ist eine der giftigsten Schlangen, indem ihr Biß in wenigen Minuten tödtet, wenn nicht gleich ein Gegenmittel gebraucht wird. Dennoch wissen die Indianer diese Schlangen so zu behandeln, daß sie sich nach ihrem Geheiß erheben, und nach dem Takte tanzen müssen. Sie ziehen mit diesen Thieren wie die Bärenführer umher, und lassen ihre Künste für Geld sehn. Die Schlange wird in einem verdeckten Gefäße gehal-

ten, und wenn sie tanzen soll, lockt sie der Gauckler hervor, reicht ihr einen Tuchlappen oder dergleichen hin, wo sie einigemal hineinbeißt, und sich ihres Gifts entledigt. Dann ist ihr Biß auf eine kurze Zeit unschädlich; und nun reizt er sie durch einen schwachen Stoß, daß sie sich aufrichten muß. Sobald dieß geschieht, hält er ihr seine Faust vor, stimmt einen Gesang an, und bewegt die Faust taktmäßig vor ihr auf und ab, und nach allen Seiten hin. Das Thier sperrt den Rachen auf, die Zunge spielt vor dem zischenden Maule, und die funkelnden Augen sind auf die Faust gerichtet. Sie folgt mit dem Kopfe und der Hälfte des Körpers den Bewegungen der Faust, und dreht sich also in einem Kreise von einigen Spannen umher, wobei aber doch der Schwanz auf seinem Orte unbeweglich ruht. Dieser Tanz währt etwa eine halbe Viertelstunde, da denn der Gauckler den Gesang abbricht, und die Faust sinken läßt, worauf auch gleich das ermüdete Thier sich niederlegt, und gelassen wieder in sein Gefängniß kriecht.

147. Die Schlange zu Dijon.

Madame du Noyer versichert von einer Parlaments-Räthinn zu Dijon, dieselbe habe eine Schlange so zahm gemacht, und so sehr zu ihrem

Liebling auserkohren, daß sie derselben sogar ihren Busen zum Ruheplätzchen eingeräumt hätte. Die Schlange kam, wenn sie durch ein gewisses Zeichen aufgefordert wurde, eiligst, um dieser beneidenswerthen Aufforderung Genüge zu leisten, aber eben so bescheiden entfernte sie sich auch wieder, sobald ihre Gebieterinn ihr das bestimmte Zeichen zum Abzuge gab.

148. Die zahme und gehorsame Schlange.

Carrer erzählt folgende Anekdote von einer Klapperschlange (crotalus), die ihm ein französischer Kaufmann, Nahmens Pinnisance, mitgetheilt hatte, welcher von dieser Begebenheit Augenzeuge gewesen war: ein Indianer, der zu der Nation der Nänomonier gehörte, fieng eine Klapperschlange, welche er das Glück zu zähmen hatte. Er verehrte sie als seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer großen Schachtel allenthalben mit sich herum. Dieß hatte der Indianer schon mehrere Sommer hintereinander gethan, als Pinnisance ihn antraf. Jener hatte die Schlange bei sich, und wollte eben auf die Winterjagd gehn. Der französische Kaufmann wunderte sich, als er eines Tages den Indianer die Schachtel, worin sein Gott befindlich war,

niedersetzen, den Deckel abnehmen und dem Thiere die Freiheit geben sah, zugleich aber auch hörte, daß der Indianer demselben befahl, sich den nächstfolgenden Mai, bei seiner Zurückkunft an diesem Orte wieder einzustellen.

Es war damals in den ersten Tagen des Oktobers, und Pinnisance sagte zu ihm, daß er wahrscheinlich den nächsten Maimonath sehr lange auf die Rückkunft seines Gottes würde warten müssen; allein der Indianer hatte zu diesem ein so starkes Zutrauen, daß er sich um acht Maaß Rum zu wetten erbot. Er behauptete, daß die Schlange zur bestimmten Zeit wieder kommen, und in ihre Schachtel kriechen würde. Die Wette wurde eingegangen, und man bestimmte die zweite Woche des nächstfolgenden Maimonaths zur Entscheidung der Sache. Zur bestimmten Zeit fanden sich beide Wettende ein. Der Indianer setzte seine Schachtel nieder und rief seinen großen Vater; allein die Schlange wollte ihn nicht hören, und da die Zeit verflossen war, so gestand er ein, daß er die Wette verloren habe; zugleich aber machte er sich anheischig, die Wette doppelt zu bezahlen, wenn sein großer Vater nicht binnen zwei Tagen zurückkommen würde. Der französische Kaufmann nahm das Anerbieten an, und den zweiten Tag um Ein Uhr kam die Schlange zurück und kroch

von selbst in die Schachtel, die für sie bereit stand *).

149. Bienen besuchen das Grab ihrer Wohlthäterinn.

Eine schon bejahrte Dame zu Nantes, welche in der Nachbarschaft dieser Stadt ein Gut besaß, wo sie den Sommer zubrachte, liebte die Bienen außerordentlich, und hielt eine große Anzahl derselben auf ihrem Landgute. Sie fand ein besondres Vergnügen in der Wartung dieser kleinen Insekten. In den letzten Tagen des Mai 1777, brachte man diese Dame krank nach Nantes, wo sie einige Tage darauf starb. Man bemerkte an dem Tage der Beerdigung eine ungeheure Anzahl Bienen in dem Sterbehause, die sich auf den Sarg niederließen, und auf keine Weise wegzutreiben waren. Ein Freund der Verstorbenen wollte sich davon überzeugen, ob diese Bienen die Lieblinge derselben wären. Er begab

*) Johann Carrer's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika in den Jahren 1766 bis 1768. Hamburg, 1780.

sich daher in aller Eile nach dem Landgute, und fand die Stöcke leer.

(Diction. des merveilles de la nature.)

150. Anhänglichkeit der Bienen an ihre Königinn.

Kein Monarch wird von seinen Unterthanen mehr geehrt, als die Bienenköniginn von den ihrigen. Sie führt nicht allein das Regiment in einem Bienenstocke, sondern sie ist auch noch durch ihre Fruchtbarkeit die Hoffnung und Stütze desselben; sie allein hat für die Bevölkerung, so wie für die Regierung zu sorgen. Alle andre Bienen sind nur bloß Arbeiterinnen und Ernährerinnen, und keinesweges zum Gebähren geschickt. Nachdem dieselben mit einer bewunderungswürdigen Kunst zehn- oder zwölftausend Zellen gebaut haben, wovon einige größer, andre kleiner sind, so lassen sie ihrer Königinn das wichtige Geschäft, sie zu bevölkern. Diese besucht sodann die Zellen, eine nach der andern, und legt in jeder Ein Ey auf ein Bett von Honig nieder, welches die Arbeiterinnen vorsichtig ausgebreitet haben, und das dem Wurme, den eine Hitze von zwei oder drei Tagen ausbrütet, zur Nahrung dient. In die größern Zellen werden von der Königinn die großen Eyer

gelegt, woraus Königinnen und Männchen kommen, und in die kleinen diejenigen, welche dem Volke der arbeitenden Bienen das Daseyn geben sollen. Nicht nur während der ganzen Zeit des Eyerlegens, die zwei Monath dauert, sondern auch während ihres ganzen Lebens erweisen die Bienen ihrer Königinn beharrlich und unausgesetzt ihre Dienstbeflissenheit und Unterwürfigkeit. Sie wetteifern in ihren Schmeicheleien gegen dieselbe, sie streicheln sie mit ihrem Rüssel, und geben sorgfältig Acht darauf, daß ihr Gewand beständig reinlich und glänzend sey. Sie bieten ihr mit Hochachtung den ausgesuchtesten Honig dar; sie lösen einander unaufhörlich ab, um ein zahlreiches Gefolge um sie herum, sowohl in dem Stocke als auch wenn sie ausfliegt, zu formiren. Wird sie matt oder krank, so ist die Angst und die Verzweiflung allgemein. Alles ist in Bewegung, man will alle Augenblicke von ihrem Zustande unterrichtet seyn; die Arbeit liegt stille, und die Geschäfte ermatten. Entreißt der Tod ihnen den Gegenstand ihrer Sorgen und ihrer Zuneigung, so hören alle Arbeiten in demselben Augenblicke auf. Der Geist der Vorsorge und Wirthschaft verläßt den Stock; es regiert nur die Verzweiflung darin, und alle Bienen sterben Hungers, wenn man nicht eilt, ihnen eine andre Königinn wieder zu geben.

151. Pelisson's Beobachtung einer Spinne.

Als Hr. von Pelisson unter Ludwig XIV. in der Bastille saß, hatte er weiter keine menschliche Gesellschaft, als eines sehr einfältigen und mürrischen Biskayers, der weiter nichts zu thun wußte, als auf dem Dudelsack zu blasen. Pelisson empfand die schrecklichste Langeweile. Zufällig zog eine Spinne ihr Gewebe vor die Oeffnung, wodurch das Licht in seinen Behälter fiel. Diese Spinne sollte Herrn v. Pelisson zur Unterhaltung dienen; er nahm sich vor, dieselbe zahm zu machen.

Er setzte in dieser Absicht gefangene Fliegen unten an den Anfang der Oeffnung, während sein Mitgefangener auf seinem Dudelsacke spielte. Nach und nach gewöhnte sich die Spinne an den Ton dieses Instruments, so, daß sie, sobald sie ihn vernahm, von ihrem Gewebe herab nach dem Anfange der Oeffnung kam, und ihre Beute, die Pelisson dahingesetzt hatte, abholte. Auf diese Art lockte er sie täglich, und setzte die Fliegen sich immer näher, wodurch die Spinne nach einigen Monathen so zahm wurde, daß sie, auf das erste gegebene Zeichen mit dem Dudelsack, erschien, bis auf den Boden des Gefängnisses nach ihrer Beute

herabsank, und dieselbe endlich sogar aus den Händen des Gefangenen unmittelbar empfieng.

152. Ameisen legen eine Schiffbrücke an *).

Ein Heer von Ameisen schien die Absicht zu haben, Le Gentil's Zuckerdose zu plündern. Sobald er dieses gewahr wurde, sann er darauf, wie er seine Dose in Vertheidigungsstand setzen könne. Er versah sie daher förmlich mit einem Walle und Graben, indem er sie in eine etwas tiefe Schüssel setzte, und diese voll Wasser goß. Wollten die Ameisen die Dose einnehmen, so mußten sie erstlich einen überhängenden Wall, nähmlich den Rand der Schüssel erklettern, dann einen Graben, der breiter als funfzig Ameisen zusammengenommen war, passiren, und endlich den Hauptwall ersteigen. Alle diese Hindernisse aber schreckten sie nicht ab. Der erste Wall war in kurzer Zeit von einer unzähligen Menge erstiegen. Als sie aber an den Graben kamen, wurden sie stutzig, und es schien, als wollten sie ihr Unternehmen aufgeben. Allein bald drangen die Kühnsten vorwärts, sprangen muthig in den Graben hinein,

---

*) Aus le Gentil's Reise nach Ostindien.

und suchten durch denselben hindurchzuschwimmen. Alle aber ertranken. Den Nachfolgenden, die ihre Kameraden im Wasser umkommen sahen, benahm dieß den Muth nicht; es sprangen ununterbrochen mehrere hinein, so daß die Leichname derselben den ganzen Graben bedeckten. Nunmehr hatten sie ihren Wunsch erreicht, und marschirten trocknen Fußes über die schwimmenden Leichname als über eine Brücke hinweg, erstiegen den Hauptwall und plünderten die Dose.

Wollen sonst die Ameisen sich an einen Ort hinbegeben, wohin der Weg durch einen Fluß unterbrochen wird, so helfen sie sich auf folgende Art: die erste Ameise setzt sich an den Rand des Wassers auf ein Stückchen Holz, welches sie mit ihren Zähnen festhält. Wenn sie von dem Ufer abstößt, hängt sich eine zweite an sie mit den Vorderfüßen an, an diese eine dritte u. s. w., bis die Erste an das gegenüberliegende Ufer kommt, wo sie Gelegenheit sucht, sich anzuklammern. Diese Kette dient dann allen Uebrigen zu einer Brücke, über welche sie ihren Marsch fortsetzen, und die, wenn alle hinüber sind, mit vereinten Kräften ans Land gezogen wird.

153. Die Bericht erstattende Ameise im Hause Franklins.

Zu Philadelphia hatte der berühmte Franklin von ungefähr ein irdenes Gefäß mit Syrup in einem Schranke stehn. Eine Menge Ameisen war hineingeschlichen und verzehrte diesen Syrup. Sobald er dieß wahrnahm, schüttelte er sie heraus, und band den Topf mit einem Faden an einen Nagel, den er in die Decke des Zimmers schlug, so, daß das Gefäß an dem Stricke herunterhieng. Zufällig war eine einzige Ameise darin zurückgeblieben. Diese fraß sich satt; da sie aber weg wollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unter dem Boden des Gefäßes und fast überall herum; allein vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg, an dem Stricke hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längs derselben hin, und so weiter die Wand hinunter auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf, und gerade auf die Schnur zu. An selbiger krochen sie weiter in das Geschirr, und fiengen wieder an zu fressen. Dieß setzten sie so lange fort, als noch etwas vom Syrup da war. Indessen lief der eine Haufe am

Stricke hinauf, und der andre hinunter, und dieß währte den ganzen Tag.

154. Brückenbau der Visiten-Ameisen.

In Surinam in Amerika, giebt es eine Art Ameisen, die in einer einzigen Nacht einen ganzen Baum entlauben.

Die Portugiesen nennen diese Art die Visiten-Ameisen, weil sie alle Jahr aus ihrem Neste hervorgehn, weit und breit in unzähligen Schaaren alle Häuser durchwandern, die Zimmer durchsuchen, und Mäuse und andre schädliche Thiere umbringen. Ihr Besuch ist daher den Einwohnern sehr angenehm. Kommt ihnen auf diesen jährlichen Reisen ein Hinderniß in den Weg, so daß sie nicht von einem Orte zum andern gelangen können, so übersteigen sie dergleichen Hindernisse auf folgende Art: Eine Ameise hält sich mit den Zähnen fest und unbeweglich an einem Stücke Holz, oder einem andern festen Körper; an diese klammert sich eine andre, an diese eine dritte, u. s. w. Solchergestalt wird eine hängende lebendige Kette daraus, die sich vom Winde an den verlangten Ort hinüberführen läßt.

Sobald sie hinüber ist, halten sich die äußersten Ameisen gleichfalls daselbst mit den Zähnen

an; es entsteht auf diese Weise eine Art von lebendiger Brücke, auf welcher das ganze Ameisenheer hinüberzieht.

155. Der Ameisen mütterliche Zärtlichkeit.

Wenn die Ameisen mit so vielem Eifer und mit so vieler Thätigkeit arbeiten, so geschieht dieß vorzüglich in Hinsicht auf ihre Nachkommenschaft. Es giebt dreierlei Arten von Ameisen in einem Haufen, Männchen, Weibchen und Geschlechtslose oder Arbeiterinnen. Erstre beide sind geflügelt, die letztern nicht.

Der Weibchen einzige Arbeit ist, daß sie Eyer legen; die Arbeiter sorgen für das Uebrige. Die Eyer sind weiß, klein, und fast unsichtbar. Nach Verlauf von einigen Tagen kommen daraus weiße Würmer hervor, die man uneigentlich Ameiseneyer nennt, und auf den Märkten als Futter für die Nachtigallen verkauft. Die Arbeiter hegen die äußerste Sorgfalt für diese jungen Würmer. Da dieselben zart und weichlich sind, tragen sie dieselben um Mittag, wenn die Hitze am stärksten ist, an den Eingang ihrer unterirdischen Wohnungen, damit sie den Einfluß der warmen Luft genießen. Bei Annäherung der Nacht tragen sie sie wieder tief in die Höhle zurück, um sie vor dem Froste

zu sichern. Man sieht die Ameisen diese Würmer, die viel größer sind als sie selbst, in ihrem Maule herumtragen, ohne daß sie selbige im mindesten verletzten. Mit gleicher Sorgfalt ernähren sie sie auch. Sind der Lebensmittel nicht viele, so hungern sie selbst, und geben alles ihren Jungen hin.

156. Der weiße Termes, eine Ameise.

Des D. Smeathman's Beschreibung eines sehr sonderbaren Insects, aus dem Geschlechte der Termiten, welches in Afrika und andern heißen Himmelsstrichen angetroffen wird, ist der größesten Aufmerksamkeit werth. Er sagt unter andern: „Dieser Termes, von vielen Reisenden die weiße Ameise genannt, ist vielleicht, in Rücksicht auf seine Klugheit, Macht und häusliche Einrichtung, das bewundrungswürdigste Geschöpf im ganzen Thierreiche, und gewiß das einzige bis jetzt bekannte in seiner Art. Insbesondre übertreffen die von ihnen aufgeführten Gebäude alles, was Bienen, Wespen, Bieber und andre Thiere aufzuweisen haben, wenigstens eben so sehr, als die prächtigen Palläste gesitteter Nationen jene elenden Hütten der Wilden. Der Mensch selbst mit jenen stolzen Pyramiden kommt, vergleichungs-

weise, diesen Insecten, in Ansehung ihrer Gebäude, was die Größe anbetrifft, bei weitem nicht gleich. Die Arbeiter unter ihnen, welche zur Aufführung derselben gebraucht werden, sind nicht einmal einen Viertel Zoll lang, und bauen doch Werke auf, welche 10, 12 und mehrere Fuß, über der Oberfläche der Erde, in die Höhe gethürmt sind." **Smeathman** giebt dem Menschen eine Höhe von sechs Fuß, und berechnet alsdann die Gebäude dieser Insecten, in Verhältniß der Größe des Insects zu dem Menschen, und findet die Gebäude der Ameisen in diesem Verhältnisse beinahe **fünfmal so hoch, als die höchsten Aegyptischen Pyramiden.** „Noch mehr aber," fährt **Smeathman** fort: „übertrifft die **Einrichtung** dieser Gebäude die Arbeiten menschlicher Hände. Die bewundrungswürdigsten Theile derselben sind: die königlichen Zimmer, die Erziehungs-Stuben der jungen Brut, die Vorrathshäuser, die gewölbten Zimmer und Gallerien mit ihren verschiedenen Ein- und Ausgängen; ganze Reihen gothisch gestalteter, und zwar nicht durch innere Aushöhlung formirter, sondern frei herausgebaueter Bogen, deren verschiedene 2 bis 3 Fuß hoch sind; ihre verschiedenen Straßen und Wege, sanft aufsteigenden Treppen und Brücken von einem einzigen Bogen, über welche diese Thiere, bequem

und geschwinde, in alle Theile ihres Gebäudes zu laufen im Stande sind. Diese erstaunlichen Gebäude sind die Werke eines Insects, deren 25 erst einen Gran wiegen!"

„Eine wohleingerichtete Republik dieser Insecten besteht eigentlich aus drei Klassen: aus Arbeitern, aus Soldaten, welche gar keine Art von Arbeit verrichten, zweimal so lang und 14mal stärker an Zahl wie jene sind, und endlich aus geflügelten und vollkommnen Insecten, die man den Adel des Staats nennen könnte, und die weder arbeiten noch Krieg führen; kaum daß sie sich ihrer eigenen Haut zu wehren im Stande sind. Aus dieser letzten Klasse werden ihre Königinnen gewählt, und die Natur hat es so angeordnet, daß sie, sobald sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind, auswandern müssen, und alsdann entweder neue Königreiche stiften, oder in den ersten zwei Tagen umkommen. Diese letzte Klasse ist von den andern beiden so sehr unterschieden, daß man bisher gar nicht vermuthet hat, daß sie zusammen Eine Völkerschaft ausmachen könnten. Man bemerkt sie auch wirklich nicht eher, als kurz vor dem Eintritte der regnigten Jahrszeit, wenn eben ihre letzte Verwandelung vor sich geht."

Ihr Körper, im Ganzen genommen, ist noch ein-

einmal so stark, als der Körper eines ihrer Krieger, und dreißigmal so stark, als eines gemeinen Arbeiters. Sie sind mit vier Flügeln versehn, flattern damit einige Stunden herum, alsdann verlieren sie dieselben, und dienen unzähligen Vögeln, kriechenden Thieren und Insecten zur Nahrung. Aus Millionen dieser geflügelten Termiten glückt es kaum einem Paar, einen Zufluchtsort zu finden, um das erste Gesetz der Natur zu erfüllen, und eine neue Republik zu stiften. Eine unzählige Menge derselben fällt in die nahen Gewässer und wird von den Afrikanern aufgefischt, und mit der größten Begierde gegessen. Smeathman selbst fand sie ohne alle Zubereitung, bloß als Kaffeebohnen gebrannt, sehr wohlschmeckend, nahrhaft und gesund. Die wenigen Pärchen, welche dieser jährlichen Niederlage glücklich entkommen, werden von den sogenannten Arbeitern, die beständig auf der Erde herumlaufen, aufgenommen, zu Königen und Königinnen neuer Staaten gemacht, und von diesen fleißigen Geschöpfen gegen alle ihre unzählbaren Feinde sogleich in Schutz genommen. Man schließt sie in die für sie von Lehm und Thon zubereiteten Kammern ein. In diesem Augenblick nimmt auch das Fortpflanzungs-Geschäft seinen Anfang. Ihre freiwilligen Unterthanen beschäftigen sich hierauf

mit Erbauung von Erziehungs-Stuben, welche von hölzernen Materialien, mit Harze verkittet, zusammengesetzt sind."

„Höchst bewundernswürdig ist ihre Königinn, wenn sie schwanger ist. In diesem Zustande geht eine außerordentliche Veränderung in ihrem Körper, zumal im Untertheile desselben, vor. Dieser schwillt nach und nach endlich zu einer solchen erstaunlichen Dicke an, daß er 1500 bis 2000 mal stärker, als der übrige Theil ihres Körpers ist. Sie wird 2 bis 3000 mal schwerer als ein gemeiner Arbeiter. Durch eine immerwährende wurm- und wellenförmige Bewegung ihres Unterleibes, werden in 24 Stunden 80000 Eier herausgestoßen. Diese werden augenblicklich, so wie sie nur ans Tageslicht kommen, von den sogenannten Arbeitern, von denen eine hinlängliche Anzahl in den königlichen Zimmern und den daranstoßenden Gallerien die Aufwartung haben, aufgefangen, und in die Erziehungsbehälter gebracht, welche öfters 4 bis 5 Fuß in gerader Linie von der Wohnung der Gebährerinn entfernt sind. Hier werden sie ausgebrütet, gewartet und gepflegt, bis sie im Stande sind, sich selbst fortzuhelfen, und ebenfalls ihren Antheil an den gemeinschaftlichen Arbeiten zu nehmen."

„Eine dergleichen Termitenrepublik,

wenn sie recht bevölkert ist, richtet grausame Verwüstungen an. Um ihren kleinen Staat herum, legen sie lauter Straßen, oder vielmehr bedeckte Wege, an, so weit sie reichen können, um sich von allen Seiten her Nahrung und Materialien zu ihrem Bauwesen zu verschaffen. Das Unheil, welches sie stiften, hat aber auf der andern Seite wieder das Gute, daß sie in kurzer Zeit die Gegend, welche sie bewohnen, von allen abgestorbenen Bäumen, und was sonst der Erde eine Last seyn würde, befreien. Die Arbeit fördern sie so geschwinde, daß man öfters an der Stätte, wo ein verlassenes Dorf gestanden hat, in 2 oder 3 Jahren keine Spur mehr vom Hause antrifft, und den ganzen Platz mit dichten Büschen besetzt findet. Ihre innere Einrichtung und Polizei, in Ansehung der, dem Bürger- und Soldatenstande verschiedentlich zugetheilten, Geschäfte, ist außerordentlich sonderbar. Sobald nur eine kleine Oeffnung mit der Axt in ihr Gebäude gemacht wird, kommt sogleich ein Soldat heraus, und wandert um die Oeffnung herum, um gleichsam zuzusehen, ob der Feind wieder weg, oder von welcher Seite die Gegenwehr und der Angriff gegen denselben am füglichsten zu veranstalten ist. Kurz darauf erscheinen zwei oder drei andre dieser kleinen Krieger, diesen stürzt ein großer Haufen derselben

durch die Oeffnung nach, und die kleine Armee wird immer zahlreicher, so lange man fortfährt ihren Bau zu beschädigen. Alles ist alsdann in Unruhe und in der heftigsten Bewegung. Verschiedene dieser kriegerischen Termiten schlagen mit ihren Rüsseln auf den äußeren Theil ihrer Gebäude, welches einen Lärm macht, den man auf 4 bis 5 Fuß weit hören kann.

Sobald man aufhört, sie zu beunruhigen, ziehen sich die Soldaten wieder zurück, und werden von den Arbeitern abgelös't. Diese eilen haufenweise auf verschiednen Wegen der Oeffnung zu, und bringen schon zugerichteten Mörtel herbei. Keiner hindert, oder steht dem andern im Wege, ob sie gleich millionenweise zur gemachten Bresche hinlaufen, und auf diese Art wird die Oeffnung bald wieder vermauert. Bei 600 bis 1000 Arbeitern erblickt man gewöhnlich einen Soldaten, der, weil er nicht selbst mitarbeitet, die Aufsicht über jene zu haben scheint. Dieser lehnt sich zuweilen an die zerbrochne Mauer, und schlägt mit seinem Rüssel auf dieselbe, welches die sämmtlichen Arbeiter mit einem allgemeinen Zischen beantworten, und hierauf desto eifriger und fleißiger mit Ausbesserung ihres Gebäudes zu Werke gehn. Die hartnäckige Tapferkeit der kleinen Krieger ist besonders merkwürdig. Sie fechten mit

unerschüttertem Muthe, und machen ihren Feinden jeden Zollbreit Erde streitig, so daß sie oft die Schwarzen, die keine Schuhe tragen, zurückjagen, und die Weißen so zusammenbeißen, daß ihnen das Blut in den Strümpfen herunterläuft."

„Uebrigens sind die Gebäude dieser kleinen Insecten von einer solchen Stärke und Festigkeit, daß, schon wenn sie die Hälfte ihrer Höhe erreicht haben, die wilden Ochsen sich zur Schildwache darauf zu stellen pflegen, indeß die übrige Heerde unter ihnen im hohen Grase weidet."

In der Buchhandlung des Commerzienraths **Matzdorff** zu **Berlin** sind auch zu haben:

Cavan, G. W. C., (Königl. Preuß. Geheim. Rath und ehemals General-Auditeur,) das Kriegs- oder Militärrecht, wie solches jetzt bei der Königlich Preußischen Armee besteht. 2 Bände. gr. 8. 1801. 4 Thlr.

Gerhardt, J. H., jun. (Königl. Preuß. Haupt-Banko-Buchhalter) vollständiges Rechenbuch, worin sowohl gemeine als andre kaufmännische Rechnungsarten, so wie auch die möglichst vorkommenden Waaren-, Gold-, Silber- und Wechselkalkulationes nach der kürzesten und neuesten Manier enthalten sind, nebst Beschreibung der Verhältnisse in Münzen, Gewichten und Wechselarten der vornehmsten Europäischen Handelsplätze. Für alle Stände brauchbar gemacht, 1ster Theil, 8. 1792. 1 Thlr. 16 Gr. 2ter Thl. 793. 1 Thlr. 8 Gr.

Gerhardt, M. R. B., sen. (Königl. Pr. Haupt-Banko-Buchhalter), der Buchhalter, 1r Th., oder Versuch einer Lehrart zu gründlicher Erläuterung des Italiänischen Buchhaltens, 4. 796. 2 Thlr.

Desselben Werks 2ter und 3ter Band, nach praktischer Erläuterung und Vorstellung des italiänischen Buchhaltens, wovon ersterer die gewöhnlichen, und letzterer die besondern oder zufälligen Handelsgeschäfte enthält, 4. 799. 4 Thlr. 16 Gr.

Dessen Kurzgefaßte Anweisung zu vortheilhafter und leichter Berechnung der Zinsen. 8. 800. 8 Gr.

Dessen Tabellarisches Taschenbuch zu kurzer und leichter Berechnung des Goldes und Silbers in Ansehung 1) der Anzahl feiner Mark, die für eine An-

zahl roher oder Brutto-Mark kommen; 2) des Geld-Werths der berechneten feinen Mark; und 3) der Anzahl roher Mark, die für eine Anzahl feiner Mark beim Legiren erfordert werden. Nebst einem Anhange zur Vergleichung der neuen französisch-republikanischen Gold- und Silber-Probe. 8. 801. 18 Gr.

Heimlichkeiten, oder Begatt. und Fortpflanz. am Himmel und auf Erden. Herausgeg. von G. Müller und E. Schulz. 1r Thl. mit 2 Kpf. 8. 804. 1 Rthlr. 8 Gr.

Lafontaine, Aug., die Gewalt der Liebe, in Erzählungen; zweite, mit neuen Erzählungen vermehrte, Auflage, 4 Theile, 8. 797. auf Schreibp. 3 Rthl. 18 Gr. auf Druckp. 3 Rthl. 6 Gr.

Jean Paul, die unsichtbare Loge. Eine Biographie, 2 Theile, mit einem Kupfer, 8. 1792. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Hesperus, oder 45 Hunds-Posttage. Eine Biographie, 4 Theile, nebst dem Bildnisse des Verfassers. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 798. 5 Rthlr.

— — Blumen-, Frucht- und Dornenstücke; oder: Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Erstes Bändchen, 8. 796. 18 Gr.

— — zweites und drittes Bändchen, 8. 796. 1 Rthlr. 16 Gr.

— — Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin. Erstes Bändchen, 8. 796. auf Schreibpap. 22 Gr. auf Druckpap. 18 Gr.

— — Titan. Erster Band u. 1stes Bdchen, 8. 800. ordin. 2 Thlr. 8 Gr. auf fein engl. Pap. 2 Thlr. 20 Gr.

— — Titan. Zweiter Band und 2tes Bdchen. 8. 801. ordin. 1 Thlr. 16 Gr. auf fein engl. Papier 1 Thlr. 22 Gr.

— — Titan. Dritter Band, 8. 802. ordin. 1 Thlr. 16 Gr. auf fein engl. Pap. 1 Thlr. 22 Gr.

— — Titan. Vierter Band, 8. 803. ordin. 2 Thlr. auf fein engl. Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Der erfahrne Rathgeber für Pferdebesitzer, oder Verhaltungsregeln, Recepte und Operationsvorschriften, wornach man seine Pferde gesund erhalten, und ihnen, sowohl bei innern Krankheiten als auch bei

Verwundungen und andern äußern Schäden, in Ermangelung eines guten Roßarztes, ohne nachtheiligen Verzug selbst helfen kann. Besonders für Offizier im Felde 8. 801. 16 Gr.

Vollbeding, J. C., Wörterbuch zum Behuf richtiger Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Accusativ, oder mit mir und mich ꝛc. Dritte, aufs neue vermehrte, Auflage. 8. 803. 12 Gr.

— — alphabetische Verzeichnisse zur schnellen Auffindung vieler voneinander verschiedener Wörter, welche theils einerlei Begriff in einem stärkern oder schwächern Grade ausdrücken, und daher den Umständen nach einander vorzuziehen sind, theils durch Herbeiführung verwandter Nebenbegriffe den Hauptbegriff erläutern, und deshalb schicklich miteinander verbunden werden können. 8. 798. 12 Gr.

— — Stammtafel aller Sprachen. 8. 802. 4 Gr.

Wagener, S. C., Moralische Anekdoten. 8. 803. 1 Rthlr.

Desselben Werks, 2r Thl. 8. 804. 1 Rthlr.

Desselb. Verfassers, Denkwürdigkeiten d. churmärk. Stadt Rathenow. Nicht bloß für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlandsfreunde überhaupt. Mit 4 Kupf. gr. 8. 803. 2 Rthlr.

Desselb. Verf., Naturwunder und Länder-Merkwürdigkeiten. Ein Beitrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. 1r und 2r Thl. Zweite, verb. Aufl. 8. 803. 2 Rthlr. 16 Gr.

Desselb. Werks 3r Thl., 2te, verbesserte Aufl. Mit 1 Titelkupf. 8. 804. 1 Rthlr. 12 Gr.

Desselb. Werks 4r Thl. Mit 1 Titelkupf. 8. 803. 1 Rthlr. 4 Gr.

Naturwissenschaftlicher Verein
Passau e. V.

5 Ync

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet oder 156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren

Bd.: 1 : Mit 2 Kupfern

Berlin 1804

Passau, Staatliche Bibliothek -- S 5/Ync 151-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339020-6